

experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

10/2026



John Lennon in Richard Lesters Film „Wie ich den Krieg gewann“ (1967)

Feiglinge

experimenta

10/2026



„Er war sehr klug, manchmal zynisch, immer kritisch.“

Der Kultfotograf Günter Zint über John Lennon.

„Wie ich den Krieg gewann“ ist ein britischer Antikriegsfilm von 1967 unter der Regie von Richard Lester, basierend auf Patrick Ryans Roman von 1963 und mit John Lennon in einer Nebenrolle.



... und es bleibt dabei ...

Spendenaufwurf für die eXperimenta

Monat für Monat – und das bereits seit 25 Jahren – erscheinen wir kostenlos online auf der Website www.experimenta.de. Sie können mit Ihrer Spende mithelfen, das regelmäßige Erscheinen der eXperimenta weiterhin zu ermöglichen.

Oder Sie unterstützen uns mit einem Jahresabo der Druckausgabe. Für Sie persönlich, vielleicht freut sich aber auch jemand aus Ihrer Familie oder dem Freundeskreis über die gedruckte eXperimenta als Geschenk. Sie können das Jahresabo für 140,- Euro bei abo@experimenta.de bestellen.

Unsere Kontonummer für Spenden:

ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Mainzer Volksbank

IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18

BIC: MVBMD55

Vielen Dank für Ihre solidarische Unterstützung!

Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Sie finden die
eXperimenta auch
auf Facebook und
Instagram

Inhalt

Coverfoto, Foto Seite 3	Günter Zint
Gabriela Heins 7	Editorial
Marianne Schauer 9	Weißes Rauschen
Thomas Weiß 13	Täglich heute – Niemals gestern Johann Peter Hebel, der Zeitgenosse
Gerwin Haybäck 20	Nada Komplex mit Grips
Henriette Tomasi 24	Freundschaften
Renate Schauer 26	Die Ordnung unter der Glasglocke
Heinz Flischikowski 28	Kann Literatur heute noch politisch wirken?
Sybille Fritsch 32	Ich handle also bin ich?
33	Au beau milieu du morne hiver
Katja Richter 34	Künstler und Künstlerinnen in Kriegszeiten: Antoine de Saint-Exupéry
Katharina Bosch 44	Die Straße entlang
Helmut Blepp 46	Literaturgeschichte(n): Über den Umgang mit neuen Formen von Literatur – „Neulich auf dem Flur“
Bücher 52	Marlene Schulz: Wortspiele
Bücher 54	Frank Maria Fischer: „Von der traurigen Unmöglichkeit zu bleiben: Short Stories“
Gabriela Heins 57	Über ihr Buch „Patient Pflege“
Abil Hasanov 60	Über Kristian Rotters „Vehement and're Welt!“
Impressum 66	



Sie finden die eXperimenta und die EDITION MAYA
auch auf der

FRANKFURTER BUCHMESSE 2026

Mittwoch 07. Oktober 13:00 Uhr

**„Patient Pflege“. Ansichten von Innen
Buchvorstellung mit Gabriela Heins**

Podium Rheinland-Pfalz Halle 3.0 | Stand E 133

Freitag 09. Oktober 14:30 Uhr

**„Zukunft Mensch“. Gespräch über die Zukunft des Menschen
Mit Rüdiger Heins**

Podium Rheinland-Pfalz Halle 3.0 | Stand E 133

Samstag 10. Oktober 11:00 Uhr

**OPUS: „Vom Mönch und Menschen“
Buchvorstellung mit Bruder Stephan, Abtei Himmerod**

Podium Rheinland-Pfalz Halle 3.0 | Stand E 133

Sonntag 11. Oktober 12:30 Uhr

„Ein Roman entsteht“ mit Rüdiger Heins

Podium Rheinland-Pfalz Halle 3.0 | Stand E 133



Frieden ist nichts für Feiglinge ...

... oder Frieden erfordert Mut, liebe Leserinnen und Leser

Ihr Engagement für den Frieden in der Welt ist gefragt: sich ins Privatleben zurück-zuziehen, um abzuwarten, was passiert, funktioniert nicht. Gemeinsam müssen wir den Frieden zum „Funktionieren“ bringen. Wie geht das?

Frieden beginnt bereits in den kleinen sozialen Einheiten. In der Familie, im Freundeskreis und überall dort, wo Menschen sich begegnen.

Vor mehr als zweitausend Jahren hat da unten am See Genezareth einer gesagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Dieses, nennen wir es Mantra, geht als Friedensbotschaft um die Welt. Frieden fängt also in uns selbst an, denn Frieden ist eine Schöpfung der Liebe.

In dieser Ausgabe begegnen wir unter anderem Johann Peter Hebel, der vor 200 Jahren, am 22. September verstorben ist. Thomas Weiß erinnert mit seinem Essay „Täglich heute – Niemals gestern“ an den großen alemannischen Dichter.

Mit ihrem Long Poem „Weißes Rauschen“ begibt sich Marianne Schaufler auf eine lyrische Spurensuche in das Israel des 7. Oktober 2023.

Das Künstlerduo Gerwin Haybäck und Reinhold Brandstätter besingt mit ihrem „Nada Komplex mit Grips“ das Nirvana des poetischen Seins.

Die langjährige eXperimenta-Autorin und Künstlerin Henriette Tomasi ergänzt das Thema Frieden mit ihrem Gedicht „Freundschaften“.

Renate Schauer schafft „Ordnung unter der Glasglocke.“

Zum ersten Mal dabei Heinz Flischikowski, der mit seinem Essay „Kann Literatur heute noch politisch wirken?“ sein Debüt in der eXperimenta hat.

Sybille Fritsch drückt mit ihrem Long Poem das Verlangen, Worte zu fassen, aus.

Ebenfalls zum ersten Mal dabei, Katharina Bosch mit der Miniatur „Die Straße entlang“, die aus prosaischen und lyrischen Komponenten entstanden ist.

Neu in der Redaktion Abil Hasanov, der mit einer ungewöhnlichen Herangehensweise Kristian Rotters Lyrikband „Vehement and‘re Welt“ rezensiert.

Katja Richter beschäftigt sich mit Saint-Exupérys kleinem Prinzen.

Nicht zu vergessen unser Kolumnist Helmut Blepp, den ich im Namen der Redaktion und der Herausgeber zum Jurypreis für Lyrik der Gruppe 48 beglückwünschen möchte!

„All we are saying is give peace a chance“, so John Lennon in seinem gleichnamigen Song. Geben wir dem Frieden eine Chance in der Welt, indem wir uns jeden Tag auf ein Neues darauf besinnen gemeinsam in Frieden miteinander zu leben: Denn Sie wissen ja:

„Frieden ist nichts für Feiglinge“

Herzliche Grüße

Ihre Gabriela Heins



Foto: Rüdiger Heins

Gabriela Heins. Ausgebildete Sopranistin, Stimm- und Atemtrainerin. Studium im Creative Writing am INKAS Institut. Freiberufliche Konzert- und Theatererfahrung.

Musikalische und literarische Auseinandersetzung mit dem Werk der Hildegard von Bingen. Sendeleitung und Moderation des experimenta Radiomagazins bei Radio Rheinwelle. Redakteurin der experimenta seit September 2025.

Mitbegründerin des Musik- und Theaterensembles „Voices Of The Big Bang“.

Gemeinsam mit ihrem Ehemann, Rüdiger Heins, konzeptioniert sie szenisch-musikalische Lesungen und tritt gemeinsam mit ihm bei Veranstaltungen und Buchmessen unter anderem in Frankfurt, Mainz und Leipzig auf.

Marianne Schauffler

Weißes Rauschen

Report eines Massenmordes: *Weil der Mensch erbärmlich ist*

I *Splitterstein*

Legalität Egalität

Befehl ist Befehl

Jeder Mensch ohne Unmensch

werfe den ersten Splitterstein

in die Gesellschaft

sehe dem längsten Hüpfen zu auf spiegelglatt

Schuldabspaltung da geht noch was

Schau dir die Welt an Bereitwillig

Ordinary men and women

Schau dir die Welt an

Trag geleckte Stiefel

Bereitwillig

Ordinary men and women

Mann Frau Nachbarn

ordinary ordinary

ordinary ordinary

Ruf die Selbstentlastungsstrategien an

wie Verleugnung und Schuldumkehr

sag dem Mensch, dass er kein Mensch sei

Schmeiß Splittersteine

schmeiß Richtsteine

auf deine Gefühls- und Hemmschwellen

schmeiß sie klitzeklein

II *Richtstein*

Gehöre dem Judenhass
Pass dich an
ordinary woman and man
Füg dich dem sozialen Gefüge
Spalt dich ab
von den Unmenschen
Spalt dich moralisch ab
Alle machen mit Werft Richtsteine
Alle denken mit
Alle schubsen dich zum Werfen
Gehör dazu

III *Geröll*

Ich bin ein Nazi Du bist ein Nazi Über allen steht das Neue
Wir sind dynamisch Wir heben alle zur Begrüßung die flache Hand
Ordinary
woman and man Jeder wirft den ersten Splitterstein Durchlöchert die
Hemmschwellen Jagt die Gefühlsschwellen fort Lasst sie ziehn Mit
den Winden des geringsten Widerstands Jeder wirft Geröllbrocken
Splitting
soziale Normen Jeder wirft ist die Norm Normalität

IV *Trümmer der Täterperspektive*

Wir haben den Teufel entmenslicht
Den Zweifel vermieden
Die Unfehlbarkeit gelobt
(Jeder weiß dass der Jude der Teufel ist)
Befehl ist Befehl Wirf die Weltanschauungen fort
Legalität Egalität Der ganz normale Mann
die ganz normale Frau
Er zeichnet Baupläne von Anlagen und Maschinen
Maschinerie des Jedermann sie trägt den enteigneten Pelz Wie
schön wie schön Erfolgreiche Laufbahn im SS-Staat Stilisiere den Täter
zum Opfer
wirf Trümmer Reih dich ein Wie schön wie schön Über allen hängt
eine Wimpelkette aus Winkeln und Buchstaben
Gott soll nicht sehen

V *Schwarze Wandsteine*

Befehl ist Befehl Überzeug deine Überzeugungen Sag: „Nie einen Fuß
dorthin gesetzt“
Alle werfen schwarze Wandsteine Diffundiere deine Verantwortung ins
Nichts Maschinerie des Mordes Rote Wimpel mit Kennzeichen

VI *Grabsteine*

Wirf Grabsteine auf Lebende

VII *Boden der Tatsachen*

Augen die nicht tasten nur glotzen
Seelen wie schwarze Wand
Die Wälder der Buchen schämen sich
werfen alle Blätter
zur Trauer von den Ästen ihrer Namensverwandtschaft

Beißender Geruch der Verwesung
Grün gewordene starre Gänsehaut

Brackiges Unterwasser entblößt

Das braune Deckleder bricht auf
Ein Dickicht an Schatten
Behäbig mit flauer Mimik
Der Schatten den sie machen
ist omnipräsent tiefschwarz
ein schwarzes Loch begleitet sie
selbst im Taghell
Gewichener Funke Anteilnahmslos
stumpf gefrorene Mimik abgeklärt
Maskenartig stehen sie die auffälligen Streifenkleider
und rennen in den Wald

VIII *Ruinen der Menschlichkeit*

Schlaglicht



Foto: Marianne Schaufler

Marianne Schaufler wurde 1976 im Ruhrpott geboren. Sie absolvierte die Fachhochschulreife in der Fachrichtung Sozial- und Gesundheitswesen und hat ein Examen als Altenpflegerin inne. Heute lebt und schreibt sie, vorrangig Lyrik und Prosa, in Mittelfranken. Mehrere Veröffentlichungen in Magazinen und Anthologien. Redakteurin der eXperimenta. In ihren Schaffen beschäftigt sie sich mit zwischenmenschlichen Beziehungen, gesellschaftlichen Verwerfungen und der Zerbrechlichkeit des Menschen.

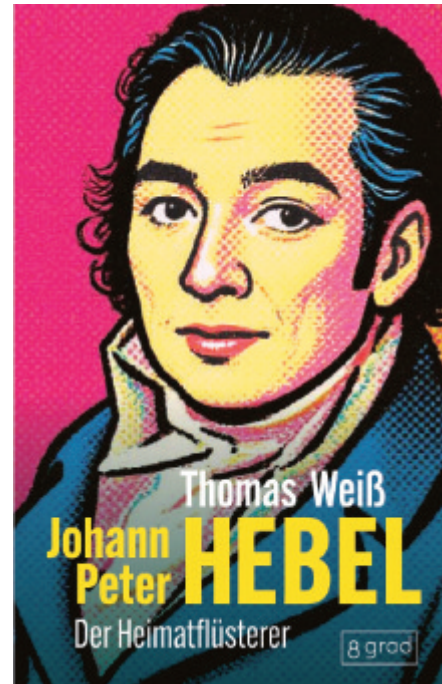
Thomas Weiß

Täglich heute – Niemals gestern

Johann Peter Hebel, der Zeitgenosse

Gedächtnis

Schlof wohl, schlof wohl im chüele Bett – so schrieb sich Johann Peter Hebel den eigenen Grabspruch, in seinem Alemannischen Gedicht *Auf einem Grabe*, gut ein Vierteljahrhundert vor seinem Tod. Er starb am frühen Morgen des 22. September 1826 in Schwetzingen, auf einer Dienstreise.



Die, denen Johann Peter Hebel heute noch ein Begriff ist, die mit seinem Namen mundartlich-eindrückliche Gedichte oder ironisch-weisheitliche Geschichten aus dem *Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes* verbinden, die von ihm gehört haben, vielleicht von Bewunderern seiner Erzählkunst wie Bert Brecht, Ernst Bloch oder Kurt Tucholsky, gedenken heuer der zweihundertsten Wiederkehr seines Todestages.

Wozu?

Hebels Gedächtnis wird für vielerlei genutzt: als Vorgänger der alemannischen Mundart-Dichtung wird er gefeiert, als Vorbild beschaulich-frommer „Treu und Redlichkeit“, herhalten soll er als biederer Verfechter der guten alten *Heimet* (die es zu bewahren gilt), für eine nationalistische Deutschtümelei gar. Dies alles sind, mit Verlaub, keine guten Gründe für ein Hebel-Gedächtnis. Sie belassen ihn harmlos oder ideologisiert in seiner Vergangenheit, wirbeln etwas vom Staub der Jahrhunderte auf, der interessierte Leser und Leserinnen husten macht und der sich alsbald wieder auf die verwitterte Patina legt. Da hilft es auch nicht, seine Gedichte, seine so menschlichen wie meisterhaften Briefe, seine lebensweisen Erzählungen als „zeitlos“ zu bezeichnen.

Wenn Hebel mit und in seinem Werk etwas gewiss nicht war, dann zeitlos!

Vielmehr: Johann Peter Hebel war ein Zeitgenosse. Das ist es, was ihn bedenkens- und erinnernswert macht.

Krieg und Frieden, Stadt und Land

Entgegen der Vorstellung vom freundlichen Biedermeier: Hebel lebte in einer ausgesprochen bewegten Zeit. In seine Lebensjahre (1760 bis 1826) fielen Ereignisse, die die politische Landschaft und die damalige Gesellschaft entscheidend veränderten: Im nahe gelegenen Frankreich stürzte die Französische Revolution 1789 eine scheinbar starre, vorgeblich gottgegebene Gesellschaftsordnung; 1799 ergriff Napoleon die Macht, erließ 1804 den an „Liberté, Égalité, Fraternité“ orientierten Code Civil, ordnete Teile des Deutschen Reiches um, wodurch die Markgrafschaft Baden 1806 zum Großherzogtum avancierte und sich die Landesfläche um ein Fünffaches erweiterte. Katholiken, Lutheraner, Reformierte kamen in einem Staatswesen zusammen, seit dem großherzoglichen Konstitutionsedikt von 1809 wurden Jüdinnen und Juden als Staatsbürger und -bürgerinnen gleichgestellt. Auf den Wiener Kongress folgte die politische Restauration, die auch auf Baden – trotz seiner liberalen Verfassung und eines relativ freien Zwei-Kammern-Parlamentes – ihren Einfluss hatte. Goethe und Schiller, die Weimarer Klassik, veränderten das Kulturleben; Forschung und Wissenschaft wurden in praktischem (Industrie, Infrastruktur, Landwirtschaft) und in aufklärerischem Interesse (Volksbildung) gefördert. In diese Entwicklungen und Umbrüche – und in viele mehr en détail und vor Ort – war Johann Peter Hebel verstrickt und hier und da auch für Konsequenzen verantwortlich: etwa als der erste Prälat der seit 1821 unierten Badischen Landeskirche, in der Reformierte und Lutheraner eine neue, gemeinsame kirchliche Heimat finden sollten, als Abgeordneter der ersten Kammer der Badischen Ständeversammlung, der sich für die Wohlfahrt der Menschen einsetzte, oder als Direktor des Karlsruher Lyceums, der die Bildung der Schüler unterschiedlicher Stände, Regionen und Konfessionen im Blick haben musste. Hebel war verwoben – und Hebel nahm die Ereignisse und Veränderungen wahr.

Die Zeitläufte

Sichtbar etwa in seinen Briefen: *Auf der ganzen Reise hinab* (zurück nach Karlsruhe) *fuhr ich über die Kampfplätze bei Schliengen, Crotzingen, Emendingen, sah überall Greuel der Verwüstung, hörte überall Klagen und Jammer der Ausgeplünderten und Mishandelten, im ganzen Breisgau.* (Brief an den Botaniker und Freund Karl Christian Gmelin, 6. November 1796). Oder an den Freund Günttert: *Der unglückliche Kaiser N hat am 25sten abermals ein unglückliches Treffen bei Erfurt geliefert. Blücher war ihm mit unglaublicher Geschwindigkeit zuvorgekommen.* (Brief an Christian Tobias Günttert, Oktober 1813)

Diese „Kriegsberichterstattung“ teilt Hebel mit Freundinnen und Freunden, nicht ohne Bedauern und Anteilnahme, nicht ohne sich bewusst zu sein, was der politische Unfriede sehr konkret bedeutet: *Frieden wäre besser als die blutige Taufe. Aber es wird nicht Frieden, glaub ich, wenigstens nicht Ruhe, sag ich gewiss.* (Brief an Gustave Fecht, 26. Oktober 1794).

Noch sehr viele Beispiele seiner politischen und historischen Aufmerksamkeit wären hier anzuführen. Und auch in den *Alemannischen Gedichten* und den Erzählungen des *Schatzkästleins* scheint seine Zeitgenossenschaft auf:

In *Die Wiese* erzählt Hebel nicht einfach von der trauten Heimat und der Idylle des Wiesentales, er hat deutlich vor Augen, was die Menschen dort zu Lohn und Brot, zum Leben und Überleben brauchen: Vom *Husemer Bergwerch* ist die Rede, davon, dass die Wiese *e wengli d'Räder trüllt*, dass *der Blosbalg schnufe mag, aß d'Füürer nit usgöhn*. So wurde zu Hebels Zeit im Wiesental produziert und gearbeitet: *Neben an der* (die Wiese wird angesprochen) *ufen und neben an der abe / gigst der Wage, d'Geisle chlöpft, und d'Sägesse ruschet. / ... Stobt es Mühli näumen, en Öli oder e Ribi, / Drohtzug oder Gerstestampf, Sägen und Schmidte / ... spinnsch mer 's Husemer Ise, wie Hanf in gschmeidige Fäde.* Das die Alemannischen Gedichte abschließende Gedicht *Der Wegweiser* rechnet mit den Erwerbsrealitäten, aber er verklärt sie nicht: *Weisch, wo der Weg zuem Mehlfäß isch, / zum volle Faß? Im Morgerot / mit Pflueg und Charst dur's Weizefeld, / bis Stern und Stern am Himmel stobt. // Me hackt, so lang der Tag eim hilft, / me luegt nit um, und blibt nit stoh; / druf goht der Weg dur's Schüretenn / de Chuchi zu, do hemmer's jo!*

Im Rheinländischen Hausfreund, dem Badischen Landkalender (1803-1819) bzw. im Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes (1811) macht Johann Peter Hebel es sich zur Aufgabe, seinen Leserinnen und Lesern von den aktuellen Zeitläuften zu berichten und sie zum eigenen Urteil, zur eigenen Einschätzung zu befähigen. Er thematisiert den Preussischen Krieg, die Folgen des Tilsiter Friedens, beschreibt den Zustand von Europa, im August 1810 und erzählt von Andreas Hofer (der ihm allerdings ein zu unruhiger Geist ist ...).

Der Zeit verhaftet

Hebel schaut aufmerksam in seine Zeit, er ist – im besten Sinne – seiner Zeit verhaftet und wünscht, dass seine Leserinnen und Leser, seine Schüler, Freundinnen und Freunde diese Zeitverhaftetheit teilen. Er fühlt sich, als Zeitgenosse, für seine Zeit verantwortlich und will sie im spätaufklärerischen Sinn verändern: zum Guten, hin zu Emanzipation und Lebensqualität, Toleranz und Lernbereitschaft. Dafür setzt er seine erzählerische und pädagogische Kompetenz ein, dafür engagiert er sich kirchen- und sozialpolitisch. Und fordert insbesondere seine Leser und Leserinnen dazu auf, dasselbe lebenspraktisch zu tun, dem eigenen Gewissen, der eigenen, bewussten Überzeugung entsprechend: *Und wenn de amme Chrützweg stohsch / und nümme weisch, wo's ane goht, / halt still, und frag die Gwisse zerst / 's cha dütsch, gottlob, und folg sim Rot.* (Der Wegweiser)

Deshalb, noch einmal: Hebels Geschichten und Gedichte sind nicht zeitlos, sie sind mit Bedacht ihrer Zeit verhaftet, und auf diese Weise den Menschen, für die er erzählt und schreibt, nahe. Selbst in den *Biblischen Geschichten*, gedacht als Lehrbuch für den Religionsunterricht in der neuen vereinigten Kirche, wird sichtbar, wie zeitgemäß Hebel den doch bisweilen als sakrosankt geglaubten Text in aller Freiheit nacherzählt. Von der Bergpredigt heißt es: *Jesus, der sein Geschlecht und sein Volk so sehr liebte, gab bei dieser Gelegenheit seinen Zeitgenossen auch noch andere Ermahnungen und Lehren der Klugheit, bei welchem man an die damaligen Umstände denken muß. ... Aber nicht alles, was Jesus seinen Zeitgenossen sagt, gilt auch für alle Menschen und für alle Zeiten.* Fazit: *Ein Körnlein Goldes ist im allem, was Jesus gesprochen hat, für den, der es suchen und erkennen mag.* Suchen und Erkennen, dafür will Hebel seine Zeitgenossen und -genossinnen – wie Jesus die seinen – werben, oder, wie er zum *Beschluss der Biblischen Geschichten*, im letzten Satz der Erzählungen auffordert: *Forschet, ob es sich so verhalte!*

Freilich geht es Hebel als Zeitgenossen nicht allein um das Verstehen, Begreifen, um die intellektuelle Leistung, die Veränderung von Einstellungen. Er zielt auch immer aufs Tun, auf die Praxis.

Zeit-gemäß! Was jetzt dran ist, was es jetzt braucht, für Mitmenschen, für die Natur, für sich selbst, danach fragt Hebel. *Beim Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts war die Luft so heiter und erquicklich, und alle Augenblick warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an den Hut – sie waren bester Stimmung, da bittet der Adjunkt den Hausfreund Hausfreund ... mir ist so wohl.- Examinirt mich ein wenig über das Sprüchlein: du machst fröhlich alles, was da webet, beide des Morgens und des Abends. / Der Hausfreund sagte: Ich wills probieren. Was heißt das: du machest fröhlich? / Sagt darauf der Adjunkt: das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich ist, muss man selber wissen. Täglich Heute – Niemals Gestern – Morgen kommt selber.*

Erzählen

Johann Peter Hebel, sein Gedächtnis, würde im Gestern verharren, wenn er nur als der erinnert würde, der einmal dies und jenes Humorvoll-Erbauliche geschrieben, der pädagogisch gewirkt oder kirchenpolitisch manches angestoßen hat. Doch nehme ich ihn als Zeitgenossen wahr, der seine Zeit wahrnahm, lerne ich Zeitgenossenschaft von ihm, die poetische, theologische, pädagogische Orientierung am historischen und gesellschaftlichen Kontext, an den Menschen, mit denen er zusammenlebte und für die er schrieb. Als er sich an die Nacherzählung der *Biblischen Geschichten* machte, stellte er – sich selbst zurücknehmend und sich erinnernd – die erzählende Kontextualisierung her: *Immer, wenn ich schrieb, habe ich mir meinen alten Schulmeister Andreas Greher in Hausen und mich und meine Mitschüler ... oder ich habe mir eine Repräsentantin aller Mütter ... gedacht, und uns, mich als Schulbüblein mitgerechnet, um unser Urteil gefragt.* (Brief an Sofie Haufe, 7. Februar 1824). Im *Unabgeforderten Gutachten über eine vortheilhaftere Einrichtung des Calenders* von 1806 (gemeint ist der Badische Landkalender, den er bald redigieren wird) rät er, *dahin zu arbeiten, dass der Calender durch Annäherung in Inhalt, Ton und äussere Gestalt an die Wünsche und den Geschmack des Volkes in höheren Credit komme.* Das Mittel dazu, die rechte literarische Methode ist das Erzählen: *Mit erdichteten Anekdoten und Spässen ist ihm (dem lesenden Publikum) so wenig gedient als mit ernsten Belehrungen ... welches Vehikel wäre zu den mannigfaltigsten Belehrungen geeigneter als Geschichte?*

Hebel wählt für seine literarische Arbeit am Kalender das Mittel der Narration. Das Erzählen aber ist eine Kunst, die den Erzähler und die Zuhörenden, die Mitlesenden zusammenbindet. Die Erzählung ist, wie das Gedicht, ein „offenes Kunstwerk“ (Umberto Eco), das erst zum Ziel gelangt, wenn es gehört, gelesen, befragt und weitergesponnen wird, wenn Erzählerin und Zuhörer ihre je eigenen Schlüsse ziehen. Darum gehören Hebels *Merke!* und das *Forschet!* der *Biblischen Geschichten* im poetischen Prozess unbedingt zusammen.

Indem er erzählt, erweist sich Johann Peter Hebel als ausgesprochen „moderner“ Autor und Dichter. Der Zeitgenosse einer anderen Zeit war, aber dessen aufmerksame und engagierte Zeitgenossenschaft uns für unsere Zeit und ihre Herausforderungen und Notwendigkeiten zum Vorbild dienen mag. Ein Gedächtnis, das sich lohnt.

Literatur:

Johann Peter Hebel, Kalenderbeiträge, in: Ders., Johann Peter Hebel, *Sämtliche Werke*. Kommentierte Lese- und Studienausgabe in sechs Bänden, hg.v. Jan Knopf, Franz Littmann, Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Band 3, Wallstein Verlag, Göttingen 2019.

Johann Peter Hebel, Schriften in chronologischer Folge (1787-1826) und Biblische Geschichten, in: Ders., *Sämtliche Werke*, Band 4.

Johann Peter Hebel, Briefe 1784-1809, in: Ders. *Sämtliche Werke*, Band 5.

Johann Peter Hebel, Briefe 1810-1826, in: Ders.: *Sämtliche Werke*, Band 6.

Johann Peter Hebel, Biblische Geschichten, hg.v. Karl-Josef Kuschel, Thomas Weiß, KrönerEditionKlopfer im Kröner Verlag, Stuttgart 2026 (2. Aufl.).

Thomas Weiß, Uwe Hauser (Hg.), *Vom Hausfreund. Ein Johann-Peter-Hebel-Mosaik*, Religionspädagogisches Institut der Evangelischen Landeskirche in Baden, Karlsruhe 2026.



Foto: Thomas Weiß

Thomas Weiß (* 1961 in Karlsruhe) ist ein evangelischer Theologe, Autor und Herausgeber

Er wuchs im mittelbadischen Rastatt auf. Er studierte evangelische Theologie in Bielefeld und Heidelberg und arbeitete danach in mehreren badischen Pfarrgemeinden sowie als Erwachsenenbildner in Freiburg mit dem Schwerpunkt „Literatur und Kultur im urbanen Kontext“. Weiß leitete bis 2024 die Landesstelle für Evangelische Erwachsenenbildung in der Badischen Landeskirche.

Seit seinen Studienjahren befasste Weiß sich intensiver mit der Lyrik. Seit 1998 veröffentlicht er seine Texte in Zeitschriften und Anthologien; auch liegen von ihm mehrere Gedichtbände vor. Er war Stipendiat des Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg. Er ist Mitglied der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik und seit 2020 Mitglied im PEN-Zentrum Deutschland (Darmstadt).

Thomas Weiß lebt in Baden-Baden, ist verheiratet und Vater.

Zuletzt erschienen: Thomas Weiß (Hg. Zusammen mit Hubert Klöpfer), Gespräche über Bäume. Gedichte zur Demokratie, Kröner Verlag, Stuttgart 2025; Thomas Weiß, Johann Peter Hebel. Der Heimatflüsterer, 8 Grad Verlag, Stuttgart 2026.

Gerwin Haybäck

Nada Komplex mit Grips

O weh! Blatt leer von Analog Gust, Chef der Nada
Komplex Versicherung. Abgang, Ausfall auf
getaucht aus dem Nichts je ums Ich, vage

Weisungen, nur keine Panik in der
Chefetage! Indes *kane Freind, kan*

Schmäh, memoriert er Wien-Seminar. Was auf Blatt
vermerken? Hab ich wirklich mein Sein, wodurch
Vergangenheit mein zur Nada gelangte, auf die

Zukunft Komplex hin überschritten? Ah
Sie, Alf Gradkopf, Digitalgenie: Etat im

Griff? Wie tickt Ihr Ich heut? – Alf: Tak-tik-tek-tok. –
Grips von heiklem Gemüt, grübelt Gust. – Wirft Alf
ein: Kalkül munter im Soll, Schadensbericht 99 leicht

erratisch in laufender Kundenreise, diesig
Rechenregeln programmiert im Abriss

KI-Risiko, eingeschachtelt in Cloud, Computing porös.
Nur: Wo *existenzielle* Beteiligung im zeitlich versicherbar
Sein frei von Minus-Befall? – Nada Chef assoziiert flugs

seine diffuse Zone privat, in der es bloß
prickelt mau, als einer der drei Welten

Nada, Familie, Er – hätte dies Triumvirat überhaupt
ohne Frühwarnsystem dürfen auseinander driften? –
Zurück in Welt Nada, Gust vom eingleisig

Controlling matsch: Ihr Geheimnis,
Gradkopf? – Millionen raffinierte

Keime, Chef: Viral kreative Polizei des Seins im
Oberstübchen, wo Zellstaub zögernd harrt
verlassen im Seienden. – Ach! Quartalszahlen? –

Chef, versichere Ihnen, *s'geht net* ums
Viertel in Zahlen, *a net* um Sein und Zeit,

um das Sein und das Nichts, *s'geht* um Nada,
ums *net* versicherbar Nichts je ums Ich,
unsern mit Grips

latent verdrängten
Komplex.

Gerwin Haybäck

Geb. 1957 in Salzburg, Vorliebe für zeitphilosophische Betrachtungen, zuletzt etwa: Flanieren auf dem Kopf, in eXperimenta 06/2026, 10 ff; Heimatlos per Du, in eXperimenta 01/2026, 36 f; Opfigsund? in Heller (Hrsg.), Wenn Worte blühen (2026) 89 ff; Neid auf Zeit, in Literarisches Schreibtisch.Journal, (2026) 95; sämtliche Illustrationen: Reinhold Brandstätter.

Reinhold Brandstätter

Geb. 1959 in Salzburg. Letzte Ausstellungen: 2019: „Urknalltinnitus“ – Kunstgalerie Fabrik BBK600, Salzburg; 2021: „Angschau!“ – Institut für dehnbare Begriffe, Ried im Innkreis/Ö; 2024 bis 2026: „Resonanzen“ – Augustiner Braugasthof Krimpelstätter; 2025: „Coasters“ – Salzburger Konzertgesellschaft.



Illustration: Reinhold Brandstätter

Blatt leer von Analog Gust, Chef der Nada
Komplex Versicherung (oben). Er grübelt:

„Wieso *existenzielle* Beteiligung im zeitlich
versicherbar Sein frei von Minus-Befall?
Typisch Alf!“



Unsplash

Freundschaften

Um mich herum stehen sie
wachsen, blühen, ranken
sprechen, nicken mir zu
helfen, gehen auf mich zu
schenken mir Vertrauen
füllen sanft und voller Farbe
den Raum um mich
immer wieder.

Erfreue mich ihrer
an ihren großen Blüten
Blättern, Stängeln
stelle Fragen
antworte
gebe Ratschläge
lasse meine Fantasie fließen
trenne mich nur schwer
von ihnen.

Für eine Weile
stehe ich dort alleine
bis ich sie wiedersehe
mich freue
dass es sie gibt.



Foto: Henriette Tomasi

Henriette Tomasi, geb. 1969 in Königstein, 1993 – 1997 Studium Schmuck- und Gerätgestaltung, seit 1997 freischaffende Künstlerin, diverse Ausstellungen und Auszeichnungen im In- und Ausland, vertreten in öffentlichen Sammlungen, seit 2013 Verfassen von Wortkompositionen und Prosaskizzen, seit 2016 Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften.



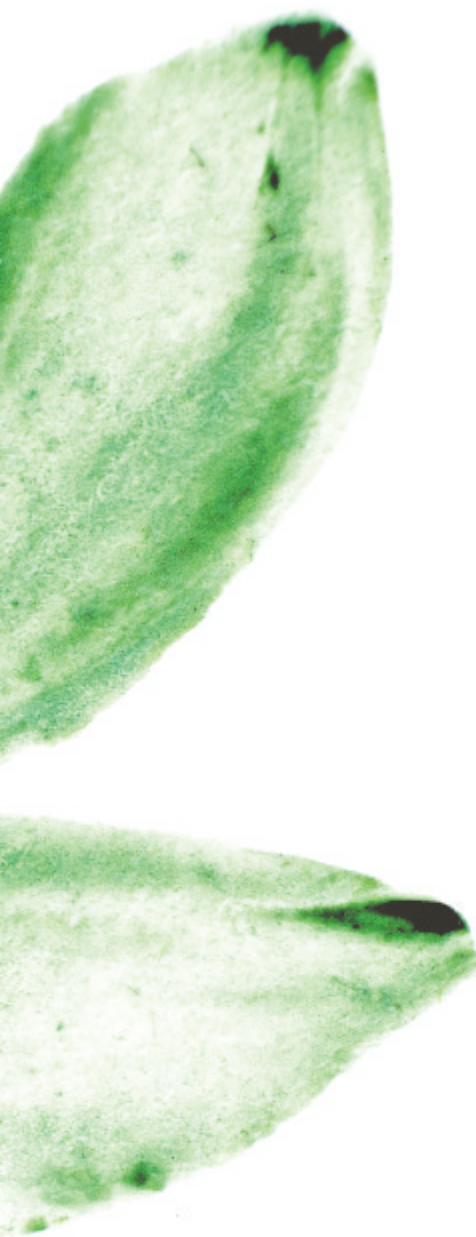
Foto: Caleb Gregoryh

Die Ordnung unter der Glasglocke

Nicht Liebe hat sie gelernt,
geschweige denn kennengelernt –
sondern Opferbereitschaft,
Pflichtbewusstsein, Ordnungssinn.
Diese Tugenden senkten sich
Wie eine Glasglocke über sie.

Draußen standen manche Menschen
und riefen:
Liebe ist ein Kind der Freiheit!
Unter der Glocke aber
hörte sich das
wie ein Abstraktum an.
Sie legte diese Formel
zu ihren anderen
und fühlte sich frei.

Denn schließlich hatten die Menschen
jenseits der Glasglocke
wunde Arme und Füße
von dem Gestrüpp,
mit dem sie es täglich aufnahmen.



Dagegen schnitt sich ihr
in ihrem Gehäuse
täglich eine Vielzahl
von Erkenntnissen
ins Hirn.

Der Stapel von Erkenntnissen
– wieder ausgeschieden aus der Gehirnrinde –
rankte neben dem Stapel der Formeln.

Wären es Karten gewesen,
hätte sie sie mischen
und wenigstens
damit spielen können,
bevor sie sie wieder
– Häuflein für Häuflein –
ordnete.

Aber sie lagen nutzlos rum;
Aufgenommen, ausgeschieden,
zur Ansicht.



Foto: Renate Schauer

Renate Schauer, lebt auf dem Schurwald bei Stuttgart, Dozentin für „kreativ schreiben“, Wurzeln im Journalismus, einst Btx-Pionierin und tätig in der Öffentlichkeitsarbeit (vornehmlich Gesundheitswesen); Ghostwriting-Projekte: Rundfunkgebühren, Biografien, Lernhilfen für SchülerInnen u. a. / Mehrere Perspektiven: Mobbing – Kostspielige Kränkungen am Arbeitsplatz, Universum Verlag

Heinz Flischikowski

Kann Literatur heute noch politisch wirken?

Es gibt Bücher, die die Welt verändert haben. Werke, die nicht nur gelesen, sondern gelebt wurden. George Orwells „1984“ ist mehr als eine düstere Vision – es ist ein Spiegel unserer Zeit, in dem wir die Schatten einer allgegenwärtigen Überwachung erkennen. Harriet Beecher Stowes „Onkel Toms Hütte“ war nicht nur ein Roman, sondern ein Fanal gegen die Sklaverei, ein literarischer Schlag gegen die moralische Verkommenheit einer ganzen Gesellschaft. Thomas Manns „Der Zauberberg“ – ein Roman über Krankheit und Heilung, über Ideologien, die aufeinanderprallen, über eine Welt im Wandel.

Doch das war damals. Und heute? Hat Literatur noch eine solche Macht? Hat sie noch die Kraft, politische Debatten zu entfachen, Machtstrukturen ins Wanken zu bringen und den Menschen die Augen zu öffnen?

Literatur als Gewissen der Gesellschaft.

Kunst und Literatur waren immer das, was die Politik niemals sein konnte: ehrlich, schonungslos, unerschrocken. Während die politische Bühne oft von Pragmatismus, Kompromissen und Taktieren bestimmt wird, bleibt die Literatur ein Ort, an dem Wahrheiten ausgesprochen werden – auch dann, wenn sie unbequem sind.

Der Schriftsteller ist kein Gesetzgeber, kein Parlamentarier, kein Richter. Und doch kann ein einziger Satz mehr bewirken als eine Wahlkampfreden. Ein einziger Roman kann ein System ins Wanken bringen, eine Bewegung entfesseln, ein Bewusstsein schärfen.

Moderne Literatur als Weckruf

Wir müssen gar nicht in die Vergangenheit blicken, um den Einfluss von Literatur auf die Politik zu sehen. Auch heute noch gibt es Bücher, die nicht nur gelesen, sondern gespürt werden.

Stéphane Hessels „Empört Euch!“ (2010) war ein Weckruf. Es war keine bloße Streitschrift, sondern ein Funke, der Protestbewegungen in ganz Europa entfachte. In

Griechenland, in Spanien – überall gingen Menschen auf die Straße, weil ein alter Mann ihnen sagte: „Empört euch!“ Und sie taten es.

Juli Zehs „Corpus Delicti“ (2009) war eine Warnung. Es erzählte von einer Zukunft, in der Gesundheit über Freiheit gestellt wird. Und als dann die Welt sich mit Lock-downs und Gesundheitspolitik konfrontiert sah, wurde das Buch plötzlich erschreckend real.

Lukas Rietzschels „Mit der Faust in die Welt schlagen“ (2018) zeigte eine zerrissene Gesellschaft, die wir längst kennen. Die Radikalisierung Jugendlicher, das Abdriften in Extreme – es war nicht nur Fiktion, sondern Realität. Und wer dieses Buch las, verstand die Wut, verstand die Angst, verstand, was Politik oft nicht verstehen will.

Warum Literatur gebraucht wird – gerade jetzt!

Man könnte sagen, dass die Literatur heute keine Revolutionen mehr auslöst. Dass die Menschen eher Tweets lesen als Bücher, dass Algorithmen bestimmen, was wir denken. Doch genau deshalb brauchen wir sie mehr denn je!

Bücher sind mehr als Seiten und Buchstaben. Sie sind Sprengsätze in einer Welt, die sich an ihre Lügen gewöhnt hat. Sie erinnern uns daran, dass Politik nicht nur aus Gesetzen besteht, sondern aus Menschen. Dass Ideologien sich wandeln, aber Werte bleiben.

Literatur hat nicht an Bedeutung verloren – wir haben nur verlernt, auf sie zu hören. Doch sie ist da. Und sie wartet darauf, wieder gehört zu werden.



Foto: Heinz Flischikowski

Heinz Flischikowski (1962 in Duisburg) Mitglied im Vorstand der Gruppe 48 e.V., ist freier Journalist, Moderator, Lyriker und Kinderbuchautor mit langjähriger Erfahrung in Kulturberichterstattung und Literaturvermittlung. Seine beruflichen Stationen führten ihn u. a. nach Sylt, Hamburg-West, Aschaffenburg, Halle an der Saale und zurück nach NRW, wo er heute lebt und arbeitet. Für seine literarische Arbeit wurde er mehrfach vom Verband der slawischen Schriftsteller der Ukraine ausgezeichnet, darunter mit dem Diplom der Union Slawischer Schriftsteller (2022) und dem Laureaten-Diplom des Richelieu-Wettbewerbs für Poesie (2023). Seine Werke wurden ins Russische, Ukrainische und Kirgisische übersetzt und international rezipiert.



Foto: Jon Tyson



Plakat von Masuteru Aoba (1939-2011)

entzwei2026

Ich handle also bin ich?

Ich halte mich ans Wir-
 mitten im Kreis dieser Punkt
 von dem es ebenso
 auch vorwärts gehen kann
 Ich halte fest am Davor und Danach
 und heute blicke ich mich um
 überäußere mich ans Andere
 verinnerliche was ich sehe
 zurückgeworfen auf mich selbst
 ich ein Kind dieser Zeit
 voller Verlangen in Worte zu fassen
 wer ich bin wenn ich verdichte
 was sein könnte
 was Leben sein könnte
 wer ich sein könnte
 mitten im Kreis...



Foto: Thomas Block

Sybille C. Fritsch-Oppermann (alias Sybille Fritsch)

lebt und arbeitet in Windheim an der Weser, im Harz und in Hannover als freie Schriftstellerin (Lyrik, Lyrische Prosa und Prosa) und Autorin, Philosophin und Religions- und Kulturwissenschaftlerin mit Japanerfahrung.

In Lyriksammlungen und mit Einzelveröffentlichungen ist sie seit 1980 im literarischen Bereich vertreten. Außerdem erschienen bisher fünf Lyrikbände unter dem Künstlernamen Fritsch, die beiden letzteren beim Geist-Verlag (Mystische Liebeslyrik und Politische Lyrik). Seit einiger Zeit Versuche englisch- und französischsprachiger Gedichte und Prosa. Einige von Sybille Fritschs Texten wurden vertont und fanden Eingang in Gesangbuch und Liederbücher der Deutschen Evangelischen Kirchentage. Sie gab mehrere Gedichtsammlungen von Frauen heraus, die sie aus dem Englischen und Französischen übersetzte.

Mitglied u.a. in der KOGGE e.V., der GZL, der Gruppe 48 e.V., in lyrik lebt e.V., Gesellschaft der Lyrikfreunde (Österreich), Autor:innenzentrum Hannover e.V., Verband deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Im April 2026 wurde sie in den PEN (Deutschland) gewählt.

entzwei2026

Au beau milieu du morne hiver

Inmitten dieses elenden Winters
steht alle Zeit still
sie vergeht überall und nirgends
aber in diesem Winter bringt sie
den Himmel zur Welt

Inmitten dieser düsteren Zeit
ist allerorts solch ein Lärm
der legt sich um mein Innerstes
und vertreibt meine liebsten Lieder
wenn ich nicht lauter singe

Inmitten dieses tristen Lebens
bin ich mir noch vertraut
ich zeichne mich in allen
Schattierungen trage mich ein
in das Buch von Raum und Zeit

inmitten dieses elenden Winters

Katja Richter

Künstler und Künstlerinnen in Kriegszeiten

Kraft und Vermächtnis der Kunst – Gestern und heute

Antoine de Saint-Exupéry

Pilot, Schriftsteller und Künstler

„Wenn Du ein Schiff bauen willst, dann trommle nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen. Sondern lehre sie die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer.“

(Antoine de Saint-Exupéry aus „Die Stadt in der Wüste“)

Viele Menschen vor uns, haben sich dieselben großen Fragen gestellt, sich mit ähnlichen zeitgeschichtlichen Herausforderungen konfrontiert gesehen, die gleichen Ängste, Nöte und Sorgen aushalten müssen. Die Essenz des menschlichen Daseins und Miteinanders begreifen zu wollen, sicherlich etwas, an dem sich immer wieder gerade Künstler und Literaten abgearbeitet haben und es nach wie vor tun. Gerade in Tagen, in denen mühsam und schmerzhaft errungene Erkenntnisse und Lehren der Geschichte, die unseren modernen Wertekompass gewissermaßen geeicht haben, wieder in Frage und Abrede gestellt werden, drängen die philosophischen Gedanken über den Sinn und Unsinn unserer Existenz mit all ihren Konsequenzen, einmal mehr wieder in den Vordergrund. Der wohl berühmteste Satz, des gleich nach der Bibel und Karl Marx „Das Kapital“ meist gelesenen Buches auf der Welt, „Der Kleine Prinz“: *„Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“*, wirkt einerseits beinahe wie aus der Zeit gefallen und andererseits wiederum so aktuell, wie vielleicht nie zuvor in einer modernen Welt alter und neuer Feindbilder.

„Auf dem Planeten des kleinen Prinzen gibt es schreckliche Affenbrotbäume. Der Boden seines Planeten war völlig überdeckt von ihnen. Und wenn es zu spät ist, wird man einen Affenbrotbaum dort niemals mehr los. Er erstreckt sich über den ganzen Planeten und durchbohrt ihn mit seinen Wurzeln. Und wenn der Planet zu klein ist und zu viele Affenbrotbäume auf ihm wachsen, kann er explodieren.“

Antoine de Saint-Exupéry, der miterleben musste, wie sein Heimatland Frankreich von den Nazis überrannt wurde und nie aufgab, dieser Übermacht trotz widrigster Bedingungen etwas entgegenzusetzen, verarbeitete Themen wie Widerstand, Verantwortung, Fürsorge und Nächstenliebe in seinem poetischen Werk, das die Menschen weltweit bis heute bewegt und anrührt. Existenzielle Menschheitsfragen, die sich zwischen dem Kleinen Prinzen und dem abgestürzten Piloten entspinnen und uns bis heute beschäftigen. Die Kraft, selbst dem vermeintlichen Ende etwas entgegenzusetzen und ihm einen Sinn zu verleihen, hinterlässt Spuren in den Herzen der weltweiten Leserschaft. Wir können so vieles überwinden, dass uns selbst der Tod nicht schrecken kann! Liebe, überwindet selbst den Tod, lautet die Botschaft am Ende. Antoine de Saint-Exupéry fürchtete den Tod nicht und war bereit für den Kampf gegen die deutschen Besatzer sein Leben zu geben. Immer und immer wieder begab er sich in Gefahr für die Sache von der er überzeugt war und für die Freiheit jedes Einzelnen an die er unerschütterlich glaubte.

So schreibt er in „Der kleine Prinz“:

„Hast du Angst vor dem Tod?“ fragte der kleine Prinz die Rose.

Darauf antwortete sie:

„Aber nein.

Ich habe gelebt,

ich habe geliebt,

ich habe geblüht

und meine Kräfte eingesetzt so viel ich konnte.

Und Liebe tausendfach verschenkt,

kehrt wieder zu dem,

der sie gegeben.

So will ich warten auf das Leben

und ohne Angst und Verzagen verblühen.“

Saint-Exupéry weigerte sich, den Krieg einfach aus dem sicheren Exil in New York zu betrachten. Seine Vorstellung von Humanismus schloss mit ein, am Schicksal seiner Mitmenschen teilzuhaben. In seinen Aufzeichnungen und Briefen betont er immer wieder, dass man kein Recht habe, über das Leiden der Menschen zu schreiben oder moralische Urteile zu fällen, wenn man dieses Leid

nicht teilt. Im Zweiten Weltkrieg flog Saint-Exupéry in Aufklärungsmissionen eine unbewaffnete Lockheed P-38 Lightning. Er flog nicht los, um Menschen zu töten, sondern um gezielte Informationen zu sammeln, um sein besetztes Heimatland zu befreien. Für ihn stellte der Nationalsozialismus eine absolute Bedrohung für das dar, was er unter dem „Menschsein“ verstand. Würde, individuelle Freiheit und Kultur. Seinen Militärdienst sah er als unumgängliche Verteidigung der Menschlichkeit gegen diese Barbarei. In seinen Werken „Nachtflug“ oder „Flug nach Arras“, beschreibt er den Kriegsdienst als eine Erfahrung, die den Einzelnen zwingt, seinen eigenen Egoismus zu überwinden. In der ständigen Todesgefahr im Cockpit und in enger Verbundenheit mit seinen Kameraden sah er die höchste Form zwischenmenschlicher Solidarität. Ein Kernelement seines allumfassenden Humanismus.

Bleiben auch wir Humanisten in diesen Tagen! Setzen auch wir all dem Hass, all der Unmenschlichkeit und all der Hetze in diesen Zeiten unsere Liebe entgegen und den festen Glauben an ein menschliches Miteinander. Erinnern wir uns an unsere gemeinsame Verantwortung. Aber, seien wir auch widerständig und wachsam und bewahren unseren Planeten vor der Zerstörung. Den einzigen, den wir bewohnen können und bewahren wir uns die Botschaft und die Kraft dieser zärtlichen Geschichte um den kleinen Prinzen in unseren Herzen. Das Vermächtnis von Antoine de Saint-Exupéry, einem der großen Humanisten des letzten Jahrhunderts, wird noch viele menschliche Schrecken und Kriege überdauern, um uns stets daran zu erinnern, was uns als Menschen und unser Leben miteinander und füreinander ausmacht.

Antoine Marie Jean-Baptiste Roger de Saint-Exupéry wurde am 29. Juni 1900 in Lyon geboren. Seine Eltern Graf Jean-Marie de Saint Exupéry und Marie Boyer de Fonscolombe hatten vier weitere Kinder. Antoine war ihr erstgeborener Sohn. Der Vater stirbt früh. Antoine ist gerade drei Jahre alt. Nach dem Tod des Vaters kann die Mutter ihre Kinderschar nur mühsam durchbringen. Schließlich zieht die Familie zu einer gutbetuchten Tante auf deren Güter in Südfrankreich. Hier erlebt Antoine schöne Kindheitstage, die schon früh seine überbordende Kreativität und den Drang zum Fliegen erkennen lassen. Aus Aufzeichnungen seiner Mutter geht hervor, dass er als kleiner Junge einmal ein „Segelfahrrad“ konstruierte, in dem er es mit einem Laken überspannt, in der Hoffnung, wenn er im fa-

milieueigenen Parkgarten nur schnell genug irgendwo herunterfuhr, hebe er mitsamt dem Rad ab. Seine Mutter schildert wie er immerzu damit beschäftigt ist, Motoren zu bauen, zu konstruieren und Dinge zu erfinden. Rührend berichtet sie über sein Naturell. Ihre Niederschriften erzählen von einer innigen Mutter-Sohn-Beziehung, die den Schriftsteller und Piloten sein ganzes Leben lang prägen und begleiten sollte. 1909 muss die Mutter ihre beiden Söhne in ein von Jesuiten geführtes Internat in Le Mans geben. Dem jungen Antoine sind die Strenge und religiösen Konventionen zu wider. Schon früh, zeigt sich Antoinettes Drang zur Freiheit. In den Sommerferien 1912 wird er vom Piloten Gabriel Salvez-Wroblewski auf einen ersten Flug mitgenommen. Antoine gibt vor, die Erlaubnis seiner Mutter zu haben. Seine Faszination vom Fliegen wächst weiter. Er und sein Bruder verbringen die letzten Gymnasialjahre 1915 bis 1917 in einem Internat in der Schweiz.

Nach dem Abitur versucht er vergeblich die Aufnahmeprüfung an der école navale zu schaffen, um eine Laufbahn als Marineoffizier einschlagen zu können. Er fällt zweimal im Fach Literatur durch und erhält keinen der kontingentierten Studienplätze. Im eisigen Winter 1917, vergisst sein Bruder auf einer Bahnreise seinen Mantel und erkrankt infolgedessen schwer. Antoine muss miterleben, wie sein Bruder schließlich stirbt. Antoine wird zutiefst erschüttert und kann erst zwanzig Jahre später, über diese Tragödie sprechen bzw. schreiben. Die letzten Gespräche mit seinem Bruder, werden viel später auch das Werk „Der kleine Prinz“ maßgeblich prägen.

1920/21 versucht Antoine sich schließlich an einem Architekturstudium in Paris, brachte dieses aber nicht zum Abschluss, sondern gab es vorzeitig auf. 1921 bis 1923 absolvierte er dann seinen Wehrdienst bei der Kavallerie in Straßburg und meisterte die Ausbildung zum Flugzeugmechaniker. Allerdings verwehrte ihm die Armee die angestrebte Pilotenausbildung mit der Begründung, dass er die hierzu nötigen Vorbereitungskurse nicht absolviert habe. Antoine, fest entschlossen, lässt sich von seinem Vorhaben nicht abbringen und ließ sich daraufhin in privatem Flugunterricht zum Piloten ausbilden.

Etwas anderes bringt ihn dann schließlich davon ab, bei den Luftstreitkräften zu bleiben. Die adelige Familie seiner Verlobten Louise de Vilmorin, missbilligt eine

Existenz des künftigen Schwiegersohns als Piloten. Saint-Exupéry arbeitete schließlich als Angestellter in verschiedenen Unternehmen. Diese Arbeit deprimiert und langweilt ihn zusehends und er fliegt in dieser Zeit nebenher soviel es ihm möglich war. Durch den Salon einer adeligen Tante, kommt Antoine de Saint Exupéry mit Pariser Literaten und Intellektuellen in Kontakt. 1923 war er nahezu mittellos und begann als Pilot zu arbeiten, in dem er Touristenrundflüge über Paris durchführte.

1925 entsteht schließlich seine erste Novelle „Der Flieger“ und Saint-Exupéry tritt zum ersten Mal als Autor in Erscheinung. Ab 1926 arbeitete er bei der Luftfrachtgesellschaft Latécoère in Toulouse und flog schließlich die Etappe Toulouse-Casablanca, später auch Casablanca-Dakar.

1927/28 war er Chef des einsamen Zwischenlandeflugplatzes Cabo Juby, damals Spanisch-Marokko. Mehrfach rettete er Kollegen. Insgesamt 14 Piloten. Dafür wurde er 1930 mit den höchsten französischen Orden ausgezeichnet. In der Einsamkeit der Wüstenlandschaft entstand auch sein erster längerer Text, der Roman „Südkurier“, der 1928 veröffentlicht wird.

1929 schlägt es Saint-Exupéry nach Argentinien. Er wird zum Betriebsdirektor der Fluggesellschaft Aéropostale Argentina in Buenos Aires ernannt. Er richtet die Fluglinie zwischen Buenos Aires und Punta ein und trifft alte Fliegerkameraden.

1930 Er wird für seine Arbeit für die zivile Luftfahrt in Cap Juby ausgezeichnet und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Im Juni stürzt sein Freund und Idol Guillaumet bei einem Flug über die Anden in einem Schneesturm ab. Saint-Exupéry zögert keinen Moment und rettet seinen Freund tatsächlich in einer spektakulären Rettungsmission und begründet damit seinen eigenen Mythos. Noch im selben Jahr beginnt er dann mit den Arbeiten zu „Nachtflug“.

1931 kehrt er schließlich nach Paris zurück, nachdem die Fluggesellschaft Konkurs anmelden muss. Im April heiratet er Consuelo Suncin, die Witwe eines argentinischen Journalisten. Das Paar plagen finanzielle Nöte. Antoine de Saint-Exupéry fliegt die Postlinie zwischen Casablanca und Port Etienne. Im Dezember

veröffentlicht er seinen zweiten Roman „Nachtflug“, welcher mit dem „Prix Fémina“ ausgezeichnet wird.



Antoine de Saint-Exupéry 1933

1934 arbeitet er dann für die noch neu gegründete *Air France* in der Werbeabteilung und unternimmt Vortragsreisen. Im Juli führt in eine Reise nach Saigon. Der Regisseur Billon beginnt die Dreharbeiten für die Verfilmung des Romans „Südkurier“. Saint-Exupéry selbst springt für Flugszenen als Double des Hauptdarstellers ein.

1935 will Saint-Exupéry mit einem Langstreckenflug von Paris nach Saigon einen bestehenden Rekord brechen. Allerdings müssen er und sein Begleiter in der Wüste notlanden. Völlig erschöpft werden sie nach einem fünftägigen Marsch von einer Karawane gefunden.

1936 beginnt er mit den Arbeiten zu einem neuen Text „Die Stadt in der Wüste“.

1937 kehrt Saint-Exupéry nach Frankreich zurück und schreibt für eine Zeitschrift Reportagen über den spanischen Bürgerkrieg. Er macht dem Luftfahrtamt den Vorschlag eine Langstreckenlinie zwischen New York und Feuerland einzurichten, die er dann schließlich 1938 in New York nach Guatemala befliegt. Bei der Weiterreise stürzt er ab und seine Maschine zerschellt. Antoine de Saint-Exupéry erleidet schwerste Verletzungen, die er nie ganz auskurieren wird, aber er überlebt. Während seiner Rekonvaleszenz in New York, beginnt er mit den Arbeiten an „Wind, Sand und Sterne“, das kurz darauf bereits 1939 veröffentlicht wird und für den er von der französischen Akademie ausgezeichnet wird. International wird das Buch ebenfalls erfolgreich und in den USA sogar „Buch des Monats“. Im Juli begibt er sich mit seinem Freund Guillaumet auf einen Langstreckenflug und pendelt zwischen Paris und New York, kehrt aber am 26. August aus Angst vor einem bevorstehenden Krieg nach Frankreich zurück. Er erteilt als Hauptmann beim Militär in Toulouse technischen Unterricht. Obwohl Saint-Exupéry ärztlich flugunfähig geschrieben ist, schafft er es zur Fernaufklärungs-

gruppe 2/33 nach Ocronte. Immer gefährlichere Aufträge warten auf die Gruppe. Noch Ende des selben Jahres entstehen erste Entwürfe für „Der kleine Prinz“.

1940, nachdem die Deutsche Wehrmacht am 10. Mai eine Offensive, – den „blitz allemand“ –, beginnt, wird seine Staffel nach Orly verlegt. Den Waffenstillstand im darauffolgenden Juni, erlebte er zunächst in Algerien. Schließlich hält er sich auf dem Landgut seiner Schwester in Südfrankreich auf. Das umfangreiche philosophisch- lyrische Erzählwerk „Citadelle“ (deutsch: „Die Stadt in der Wüste“) entsteht, das erst posthum als Fragment veröffentlicht wurde.

Ende 1940 ging er dann über Marokko und das neutrale Portugal in die USA. In New York fremdelte er aber, vor allem mit den dortigen Franzosen, die mit Marschall Henri Philippe Pétain und dessen quasifaschistischem Regime sympathisierten. 1941 verfasst er seine Kriegserlebnisse und verarbeitete sie in dem Buch „*Flug nach Arras*“, das zunächst in amerikanischer Übersetzung herausgegeben wird und in Frankreich von der Zensur des Pétain-Regimes verboten wurde. Anfang 1943 brachte er in New York zwei kürzere Texte heraus. „*Brief an eine Geisel*“ und „*Der kleine Prinz*“. Der „*Brief an eine Geisel*“, ist eine lyrische, essayistische Erzählung in Form eines fiktiven Briefs an einen jüdischen Freund, mit dem Saint-Exupéry die Franzosen in aller Welt zur Solidarität mit Frankreich aufzurufen versucht, das im November 1942 gänzlich von deutschen Truppen besetzt war.

Der inzwischen in 140 Sprachen übersetzte „*Der kleine Prinz*“, kann durchaus als eine verzweifelte Auseinandersetzung mit der für den Autor zutiefst bedrückenden Situation eines besetzten Heimatlandes, seinem Unbehagen der amerikanischen zögerlichen Haltung gegenüber und nicht zuletzt seinem schlechten Gewissen gegenüber seiner Frau, die noch in Frankreich ausharrte, der „Rose“ des „*Kleinen Prinzen*“ gelesen und verstanden werden.

Im Mai 1943 begab er sich schließlich in das inzwischen von anglo-amerikanischen Truppen kontrollierte Algerien und wurde erneut Luftwaffenpilot. Seine Flugkünste hatten allerdings inzwischen gelitten und sein Alter lag weit über dem eigentlich zugelassen Durchschnitt. So kam es, dass er auf einem

seiner ersten Flüge verunglückte, woraufhin er aufgrund seines Alters und verschiedener Verletzungen schließlich ausgemustert wurde.

Er beschäftigte sich daraufhin in Algier mit technischen Problemen neuer Düsentriebwerke und schrieb weiter an der „Citadelle“. Beharrlich erreichte er es immer wieder für eine begrenzte Anzahl an Aufklärungsflügen wieder eingesetzt zu werden. Er startete zunächst vom amerikanisch besetzten Sardinien aus, dann vom zurückeroberten Korsika.

Am Morgen des 31. Juli 1944 startete er seinen letzten Aufklärungsflug in einer P38 Lightning in Richtung Südfrankreich, kehrte nicht zurück und blieb über Jahrzehnte verschollen. Seit einiger Zeit steht inzwischen wohl fest, dass er abgeschossen wurde von einem jungen deutschen Fliegeroffizier namens Hermann



Korth. Nachdem ein Fischer erst ein Armband Saint-Exupérys mit seinem eingravierten Namen und dem seiner Frau findet, werden letztlich auch die Wrackteile seiner Maschine südlich von Marseille 2003 geborgen und im Jahr 2004 anhand einer eingravierten Nummer identifiziert. In einem Inter-

view gab der Todesschütze an, wenn er gewusst hätte, um wen es sich handelte, hätte er auf „*diesen Mann sicher nicht geschossen*“. Und so, hat „der Feind“ eben stets kein Gesicht, bis man dann etwas über seine Identität erfährt und des Tötens nicht mehr fähig gewesen wäre.

1975 wird ein Asteroid nach Saint-Exupéry benannt, seit 2000 trägt auch der Flughafen in seiner Geburtsstadt Lyon seinen Namen. In der Schweiz befindet sich das Museum „Der kleine Prinz und seine Welt“, das dem Leben und Werk Antoine de Saint-Exupérys gewidmet ist. In Marokko befindet sich ebenfalls ein Museum, das seine Zeit als Flugplatzleiter in der Sahara dokumentiert. In Italien erinnert das Museo Antoine De Saint-Exupéry an seinen Aufenthalt in Sardinien 1944. Im Schloss Saint-Maurice-de-Rémens, wo er, der Autor, einen Teil seiner Kindheit verbrachte, soll ebenfalls ein Museum entstehen, das eigentlich in diesem Jahr eröffnet werden sollte. Das Projekt, ein Kultur- und Gedenkzentrum

verzögert sich jedoch, so dass nach aktuellem Stand der Baubeginn frühestens für 2027 zu erwarten ist.

Selbst in Japan gab es ein Museum für den „Kleinen Prinzen“, das aber 2023 geschlossen werden musste.

Weltweit erinnern Straßen und Plätze durch ihre Benennung nach Saint-Exupéry an den Piloten und Schriftsteller, wie z.B. die „De-Saint-Exupéry-Straße“ in Frankfurt am Main. Auf dem Place Bellecour in Lyon erinnert eine weiße Marmorsäule an Saint-Exupéry und seinen „Kleinen Prinzen“.

Quellen: Wiki Bildungsserver, Museum „Der Kleine Prinz und seine Welt“, „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupéry, Google, wikipedia, arte tv



Foto: Katja Richter

Katja Richter, Jahrgang 1979, geboren im saarländischen Merzig, versteht sich als Bild- und Wortkünstlerin, verschiebt immer wieder Grenzen des gesellschaftlichen Diskurses und rückt das Menschsein in den Mittelpunkt ihrer Arbeiten. Die Kraft und das Vermächtnis der Kunst für die Menschheit hin zu einer Vision im Hinblick auf andere Gesellschaftsformen treiben sie stets an. Einige ihrer Kurzgeschichten und Gedichte erschienen in verschiedenen Anthologien. eXperimenta Redakteurin für Kunst und Zeitgeschehen. Die Künstlerin und Schriftstellerin lebt mit ihrer Familie in der Gemeinde Beckingen im Saarland. Künstlerin des Monats in der eXperimenta im Januar 2026.

Weitere Informationen zu ihren Arbeiten auch im Internet: www.katja-richter.net



© Katja Richter

Katharina Bosch

Die Straße entlang

Ich gehe die verregnete Straße entlang. Seit Corona scherzen und lachen die Leute nicht mehr. Es ist still auf der Straße.

Eine Nachbarin kommt mir entgegen.

„Die Kriminalität hat zugenommen“, schimpft sie.

Der Kapitalismus zeigt seine Fratze, denke ich.

Eine Straßenbahn fährt vorbei.

Die Jugendlichen darin hängen an ihren Handys.

Die Nicht-Jugendlichen auch.

Wie konnte innerhalb von drei Jahren nur eine ganze Gesellschaft das gesamte Miteinander verlernen?, frage ich mich. Und vergessen, es der nächsten Generation vorzuleben?

Der Regen riecht auch nicht mehr, wie er mal roch und die Vögel zwitschern nicht mehr so laut.

An der Straßenbahnhaltestelle stehen die Leute so herum. Alte und Junge, Frauen und Männer und solche dazwischen. Mir wehen Erinnerungen entgegen von der gleichen Haltestelle vor einigen Jahren – von lachenden Gesichtern, gelösten Bewegungen und plaudernden Gestalten. Mir wehen Erinnerungen entgegen von der gleichen Haltestelle vor zwanzig Jahren, als dort unter dem Gebälk des Rathauses noch Schwalben brüteten und umherflogen und überhaupt alles noch ganz anders war.

Vor dem Supermarkt sitzt ein Bettler.

Einer von denen, die in Banden betteln.

Die Armut zieht in die Vororte, denke ich.

Der Kapitalismus zeigt seine Fratze.

Ich gehe in den Laden, ein paar Sachen brauche ich bloß. Artischocken im Glas, Schafskäse in Würfeln und schwarze Oliven. Die Verkäuferin an der Kasse begrüßt mich fröhlich und scherzt mit anderen Kunden. Ich bin ihr dankbar, dass sie sich so normal verhält. Dass sie einfach so tut, als habe sich die Welt nicht verändert.

Die jungen Leute holen sich jetzt Rabatt über die App, zahlen flott und bargeldlos, aber man darf auch immer noch ewig in der Geldbörse kramen und sein Rotgeld heraussuchen. Die Alten dürfen das und ich als junge Frau darf das auch. Das darf hier alles sein.

Heute kaufe ich dem Mann vor dem Laden keinen Kaffee.

Es ist heute nicht so kalt, dass er sich wärmen muss.

Er strahlt mich trotzdem breit an und grüßt.

Er hat es nicht vergessen.



Foto: Katharina Bosch

Katharina Bosch, Jahrgang 1988, studierte Ethnologie und Literaturwissenschaft in Mainz. Für drei Semester studierte sie dort auch Turkologie. Während sie versucht, aus brotloser Kunst brotreiche Kunst zu machen, arbeitet sie außerdem im sozialen Bereich und manchmal auch als freiberufliche Lektorin und Rechercheurin. Sie lebt in Mannheim.

Literaturgeschichte(n)

Helmut Blepp

Über den Umgang mit neuen Formen von Literatur: „Neulich auf dem Flur“

„Sag mal“, fragt Dichter Härmling, „warum kriegst du in letzter Zeit jeden Tag kiloweise Post?“

„Das sind alles Belegexemplare für meine jüngsten Veröffentlichungen“, verrät Dichter Ausstand stolz.

„Ach so! Ich dachte schon, du machst Mail Art.“

„Nee, mache ich nicht. Ich weiß gar nicht, was das ist.“

„Echt nicht! Ist eine tolle Sache. Ich verschicke schon seit einiger Zeit.“

„Und was verschickt man da? Manuskripte?“

„Postkarten verschickt man da, Briefe, Päckchen voller Legosteine oder Zimtstangen. Völlig egal! Ich verschicke Worte, wie sie mir übern Weg laufen. Ich zeichne ein Euter auf eine Postkarte und schreibe darauf `Kühe lügen´ oder `Meine Katze ist kaputt. Sie bellt´, so was halt.“

„Und wozu“, fragt Ausstand verwirrt.“ Ich verstehe den Sinn des Ganzen nicht.“

Da tritt Dichter Eike von Eikenpracht aus seiner Tür. Härmling spricht ihn sofort an.

„Stell dir vor, unser Herr Poet versteht Mail Art nicht.“

Erstaunt sagt Eike von Eikenpracht: „Das wundert mich aber. Ich mache da schon ewig mit.“

Jetzt ist Härmling am Staunen. „Du auch! Das wusste ich gar nicht.“

„Das musst du auch nicht“, entgegnet Eike von Eikenpracht nachsichtig. „Nicht zu wissen, gehört dazu. Es geht ums Verschicken. Ich schreibe Karten an Leute und weiß nicht, was sie damit machen. Bestenfalls führen sie sie mit anderen Karten zusammen, und ich bin dabei.“

„Und wo bist du dabei?“, fragt Ausstand.

Eike von Eikenpracht verdreht die Augen. „Bei der Kreation natürlich! Bei einem Werk, einem Archiv vielleicht oder einer Schauwand oder auf einem Speicher.“

Ausstand ist noch immer ratlos, und das ist ihm auch anzusehen. „Wenn ich mich da nun beteiligen würde, täte ich das als Dichter? Oder wäre ich dann ein Mail Artist?“

„Das ist unerheblich, weil du unerheblich bist, das ist ja das Geniale“, referiert Eike von Eikenpracht jetzt.

Ausstand scheint pikiert, doch Eike von Eikenpracht redet unbeirrt weiter: „Man schreibt dich an. Du schreibst dich fort. Und dann bist du weg, weil unser Werk deinen Beitrag braucht, aber nicht dich, so wenig, wie es mich braucht, nur die Mail. Wir machen eine fortlaufende Kunst, die von permanenter Veränderung lebt. Sobald wir dem bestehenden Werk, das alle bisherigen Versender schufen, ein neues Teil hinzufügen, ist ein neues Werk geschaffen, das aber keinen Bestand haben wird, da aus der unkontrollierten Versendung und Annahme von Post immer wieder neue Werke entstehen, geschaffen von immer mehr Leuten wie uns, wobei keiner weiß, was sein Beitrag bewirkt und wer seine Mitschöpfer sind oder in Zukunft sein werden und was von Werk zu Werk zu Werk entsteht, weil der Prozess ein ständiger ist und seine Ergebnisse nicht individuell zugeordnet werden sollen.“

„Genauso ist es!“ Härmling nickt bekräftigend. „Besser hätte ich es auch nicht erklären können.“

„Ganz gewiss nicht“, unterstreicht Eike von Eikenpracht.

„Was ist denn hier los“, ruft plötzlich Dichter Heidenfroh und lugt aus seiner Tür. „Ein Dichterauflauf?“

„Der Herr Poet versteht Mail Art nicht“, antworten Härmling und Eike von Eikenpracht wie aus einem Mund.

Heidenfroh lacht wissend. „Ist mir geläufig. Da wird Zeug verschickt und dann ist es mit einem Mal Kunst, nicht wahr?“

Eike von Eikenpracht lächelt gequält, aber Heidenfroh spricht weiter: „Wir haben uns früher gegenseitig Gedichte und Bilder auf Din A 4-Blättern zugeschickt, die dann jeder Empfänger auf den Kopierer gelegt und mit anderen zusammengeheftet hat. Die daraus entstehenden Bücher haben wir Omnibus genannt.“

„Davon habe ich schon mal gehört, aber das ist Retro.“ Härmling winkt amüsiert ab.

„Früher war das hip“, verteidigt sich Heidenfroh.

„Und man könnte das durchaus unter Mail Art subsummieren“, kommt ihm Eike von Eikenpracht zu Hilfe.

Da ruft Dichter Sinnesbrunst vom Ende des Flurs: „Sagt mal, geht’s euch noch gut! Die halbe Nacht hat meine Frau Nachbarin lautstark ihre Sonette deklamiert, und jetzt lasst ihr mich nicht mal mehr tagsüber schlafen.“

„Das tut uns wirklich sehr leid“, beruhigt ihn Eike von Eikenpracht sogleich. „Wir führen nur eine kleine Diskussion über Mail Art.“

„Kenn ich“, nimmt Sinnesbrunst den Faden auf. „Das ist aber nicht mein Ding. Was soll daran Kunst sein, wenn man irgendwelche merkwürdigen Postkarten verschickt?“

„Die Postkarten“, ruft Härmling aus. „Was sonst!“

„So, meinst du“, hält ihm Sinnesbrunst entgegen. „Eine meiner Ex-Geliebten schickt mir immer noch nachtragende Briefe, mit Skizzen garniert, die leicht als Kastrationsphantasien erkennbar sind. Ist das nur eine Botschaft oder schon Kunst?“

„Wohl Kunst“, antwortet Härmling, aber es ist ihm anzumerken, dass er verunsichert ist.

„Und was ist mit den Frauen, die statt eines Punktes ein Herzchen über das „i“ malen“, hakt Sinnesbrunst nach. „Sind die Künstlerinnen?“

„Jetzt wird es aber albern“, beschwert sich Ausstand, und Sinnesbrunst ignorierend, der mit theatralisch gehobenen Augenbrauen auf eine Antwort wartet, wendet er sich an Eike von Eikenpracht, um das unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen.

„Ich kann mich nicht mit dieser Idee anfreunden, dass alle Beiträger zu diesem stets im Werden begriffenen Werk als Individuen in diesem Werk untergehen. Wofür ist diese Selbstaufgabe gut?“

„Für das Werk“, wirft Härmling ein, aber Eike von Eikenpracht schiebt ihn zur Seite und erläutert: „Sobald deine Post im Kasten ist, gibt es dich nicht mehr. Aber es gibt uns, eine amorphe Masse, anonym, immer wieder in Teilen absterbend und immer wieder neue Teile aufnehmend, eine Bewegung im wahrsten Sinne des Wortes, die keinen Stillstand kennt, organisch sich verzweigend und alles durchdringend.“

„Aber ich bin doch Künstler“, beharrt Ausstand. „und will mich mit meinem Werk der Welt stellen. Ich trage die Verantwortung für das, was ich male, schreibe oder gegebenenfalls verschicke. Ich wähle Worte. Ich greife nach Farben. Ich bin mein Werk! Warum soll ich da untergehen in einer mir unbekannten Menge, auf deren Kreationen ich keinen Einfluss habe?“

„Wir reden über Kunst für alle von allen“, grätscht jetzt Härmling enthusiastisch

dazwischen. „Warum sollen wir ihre Botschaft einzelnen Absendern überlassen, die nur sich und ihr Weltbild darstellen wollen. Die Zukunft gehört dem führungslosen Kollektiv.“

In die gespannte Stille nach diesem verstörenden Credo ruft Sinnesbrunst hinein: „Und wenn ich meiner Ex eine passende Antwort schicken will, wird dann mein Arsch als Kunstwerk zum Maxibrief, weil er auf keine Postkarte passt?“

Keiner der anderen lacht.

„Du bist allenfalls ein Arsch“, presst Härmling hervor.

„Das ist nicht unwahrscheinlich“, bringt sich jetzt Heidenfroh wieder ein. „Mich würde aber viel mehr interessieren, was passiert, wenn der Empfänger einer Mail Art umgezogen ist. Ist das dann heimatlose Kunst?“

„Künstler sind Empathen“, gibt Eike von Eikenpracht zu bedenken. „Ich würde dann hoffen auf Grußbotschaften wie ‘Ich habe mich bereits archiviert’, ‘Auf bald im Orkus’ oder ähnliches.“

„Außerdem gibt es Nachsendeaufträge“, beweist Heidenfroh Bodenhaftung.

„Aber das ist ein praktisches Problem“, gibt Ausstand zu bedenken. „Wir sprachen über Kunst.“

„So ist es“, bestätigt Eike von Eikenpracht. „Und Mail Art ist Kunst. Bin ich denn ein Dichter, wenn ich ein Gedicht schreibe? Und bin ich keiner mehr, wenn ich einen Brief schreibe? In der Literaturgeschichte wimmelt es von Autoren, deren literarisches Werk um vieles schmaler ist als ihre hinterlassene Korrespondenz.“

„In jedem Künstler steckt auch ein Briefkünstler“, postuliert Härmling. „Oder zumindest ein Kartenkünstler.“

„Mag sein“, gibt Ausstand zurück, „aber ich bin immer noch unsicher, ob ich das gut finden soll. Ich denke, ich werde das Thema in einem Essay reflektieren.“

„Ja, tu das mal“, sagt Eike von Eikenpracht und schlägt ihm wohlwollend auf die Schulter. „Und wenn Du zu einem Ergebnis gekommen bist, so lasse uns doch an Deinen Erkenntnissen teilhaben.“

„Ja, schreib uns mal `ne Karte“, schlägt Härmling vor.

Das ist nun wahrlich ein gelungenes Schlusswort. So empfinden das auch die Herren Dichter und ziehen sich, einander höflich zunicke, in ihre Klausen zurück.

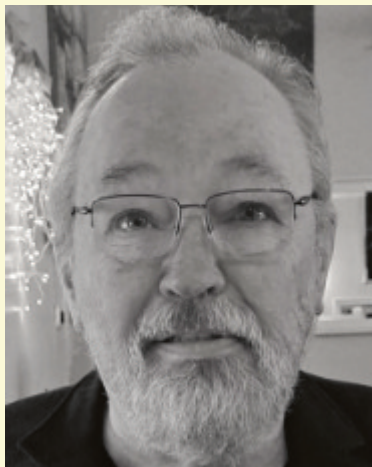


Foto: Michael Eschmann

Helmut Blepp *1959 in Mannheim; lebt in Lampertheim; zahlreiche Veröffentlichungen in deutschsprachigen Zeitschriften und Anthologien; Kolumnist der Zeitschrift Experimenta; sechs Lyrikbände, zuletzt „Erinnerungen im Kartenhaus“, Moloko plus, 2025; „Nachsaison“, Verlag der 9 Reiche, 2026; „Ein neuer Totentanz“, Verlag der 9 Reiche (in Vorbereitung, Herbst 2026); Mitglied von PEN Deutschland, Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik (Leipzig), Joachim-Ringelnatz-Verein (Wurzen), Die Räuber '77 (Mannheim) u. a.

Konstanze Streesse

Marlene Schulz: Wortspiele

Achter Verlag, Weinheim 2026

125 Seiten, 18 €, ISBN: 978-3-948028-46-6



Das kleine Buch kommt leicht daher. Von außen ein roter Rücken, vorne eine bunte Wortcollage auf weiß, oben der Name der Autorin und der Titel, *W O R T S P I E L E*. So denkt sich mensch nichts Erhebliches, wenn ein erster Blick darauf fällt.

Aber das täuscht.

Marlene Schulz stellt hier kurze Geschichten zwischen einer und neun Seiten von großer Wucht vor. Sie handeln von einschneidenden Lebenssituationen, in denen

Menschen Ausgrenzung und Verrat, Übergriffe, Einsamkeit, katastrophische Ereignisse oder gravierende Dissonanzen in sozialen Kontexten erfahren.

Wir treffen in diesem Band zum einen auf Menschen, die sich von körperlicher Arbeit ernähren, Menschen, die gelernt haben, mit begrenzten Ressourcen - materiellen vor allem, aber auch sozialen - irgendwie klarzukommen. Diese entstammen – von der Autorin her gesehen – zumeist der älteren bzw. der Elterngeneration. An den Hauptfiguren anderer Texte lässt sich hingegen spüren, dass sich seither für die Generationen danach die Lebensregeln diversifiziert haben, mehr Raum für selbstgewählte und nicht-traditionelle, dabei keineswegs weniger herausfordernde Lebensweisen besteht und mensch offener verletzlich lebt.

In gekonnt knapper Anschaulichkeit zeigt die Autorin Konstellationen, in denen Grenzen überschritten werden und es dringend wird, sich selbstsolidarisch zu wehren. In manchen Geschichten finden die ProtagonistInnen neue, selbstermächtigende Möglichkeiten, mit dem Leben anders weiterzumachen, bisweilen endet aber eine Geschichte mit der brutalen Erfahrung selbst, und es bleibt den Lesenden überlassen, sich damit zurechtzufinden. So in der kürzesten Geschichte (S. 51): Ein

Er und eine Sie spielen Scrabble. Denken wir. Wenig später erfahren wir, „Plötzlich begann sie zu weinen“, und dann: „Jeden Abend spielte sie sich. Jeden Abend spielte sie ihn“. Ende.

Den Geschichten vorangestellt finden sich jeweils bunte *lyrische Collagen* auf attraktiv starkfarbigem Grund. Der letzten Seite einer Geschichte folgt dann oft ein freies Gedicht, unbetitelt und den Collagen im Duktus nicht unähnlich. Zunehmend berührt von dieser Kombination stellen wir fest, dass die Collagen atmosphärisch stets einen Ton anstimmen, der dann in der darauffolgenden Geschichte im konkreten Geschehen widerhallt, so dass beide Texte, so unterschiedlich sie sich formal gebärden, einander gerade in ihrer Unterschiedlichkeit anreichern.

Marlene Schulz schreibt seit den 1990er Jahren, veröffentlicht regelmäßig in Literaturzeitschriften – auch in dieser – und hat für ihre Kurzprosa mehrere Preise gewonnen.

Eine Ausstellung zu Herta Müllers Wortcollagen 2019 in der Deutschen Nationalbibliothek inspirierte sie dann zu eigenen Experimenten mit vorgefundenen Wörtern, ausgeschnitten aus Broschüren, Zeitschriften und Prospekten und dem neuen Zweck angepasst. Sie war fasziniert davon, wie das Vorgefundene zu ungeahnten Kombinationen und, ja, auch neuen Gedanken anstiftet, und beschäftigt sich seither intensiv neben ihrer schriftstellerischen nun auch mit dieser Impressionen generierenden Arbeit. Inzwischen hatte sie, zusammen mit Natalie Ende, 2026 auch eine eigene Ausstellung ihrer lyrischen Collagen im Klingspor Museum für internationale Buch- und Schriftkunst in Offenbach am Main.

Dass sie in der Sommerausgabe 2026 der *eXperimenta* als Autorin des Monats im Fokus stand, erscheint mir mehr als verdient.

Dr. Konstanze Streese ist Literaturwissenschaftlerin, Business-Coach und Heilpraktikerin für Psychotherapie in Frankfurt am Main. Vor ihrer therapeutischen Laufbahn war sie u. a. Lehrbeauftragte für Germanistik an der Goethe-Universität Frankfurt und als Assistant Professor an der New York University (NYU) tätig.

Sybille C. Fritsch-Oppermann

Frank Maria Fischer: „Von der traurigen Unmöglichkeit zu bleiben: Short Stories“

Geest-Verlag, Visbek 2026

Taschenbuch 172 Seiten, 14,00 €, ISBN 978-3690645713



Der Titel des Buches ist zugleich Programm und deutet auf die darin erzählte und überdachte vielschichtige Auffächerung von Fragen nach dem Sinn und Ziel menschlicher Existenz. Die Unmöglichkeit zu bleiben meint beispielsweise die Unvorhersehbarkeit von Ereignissen. Die beiden Liebenden in der ersten Geschichte dieser Sammlung von Kurzgeschichten, die dem Buch auch den Titel gibt, erzählen davon, dass Traurigkeit eine ganz eigene Art von Schönheit und Faszination besitzt. Auch die Trauer über die Unmöglichkeit zu bleiben. Aber die meisten Menschen haben Angst vor Veränderung, Angst vorm Scheitern, Angst, nicht dazuzugehören. Und diese Angst ist auch dann da, wenn wir nicht wissen, warum wir uns für etwas interessieren und warum wir vor etwas Angst haben.

Wir tarnen unser Scheitern deswegen als Erfolg. Aber das bewusste Scheitern ist etwas anderes. Es ist „...die Kunst des Denkens, und das Denken scheitert an sich selbst, da es nämlich seine eigenen Voraussetzungen nicht unterlaufen kann. Es kommt also nie an, sondern beginnt immer wieder von vorn. (S.7f)

Für mich ist das Faszinierendste an diesem neuen Buch von Frank Maria Fischer, wie er in den vielen direkten und indirekten Dialogen mit solcher Leichtigkeit und Tiefe Philosophie und Philosophiegeschichte genauso vermittelt wie ein Gefühl für etwas, was Milan Kundera einmal „unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ nannte. Und dann das Scheitern am Denken und an der Wahrheit und die Angst zu bleiben ebenso wie die Angst zu gehen in ebenso schlichte wie zärtliche Lebens- und Liebesgeschichten bettet. Das „poetische Dennoch“ macht es dem Lesenden erträglich,

sich der Traurigkeit der Zeit zu stellen, die Reflexion hierüber spannend zu erleben und ein wenig hineinzuwachsen in die „ehrlichste Art, ein Mensch zu sein“: Melancholie zu leben und dennoch Angst zu zeigen. Und solange es hierfür ein Gegenüber gibt, gibt es trotz allem Zweifel und unter allem Vorbehalt etwas vom Sinn zu erzählen und zu lachen und zu lieben und zu leben – wie etwa in der Geschichte „Welcome to Joe-Town“.

Und auf die eine oder andere Weise tun das alle Geschichten und Dialoge in diesem Buch, sei dies nun in einem fiktiven posthumen Dialog mit Glenn Gould über die nie zugegebene heimliche Liebe Chopin oder in dem kürzesten Roadmovie, das ich bisher je gelesen habe, und in dem zu Recht an Kerouac, einen der wichtigsten Vertreter der Beat Generation, erinnert wird („Unterwegs“). Immer geht es auch um Fragen der Möglichkeiten und Grenzen von Sprache und Kommunikation, um kreative und empfindsame Menschen, die ihre Philosophien auch mal wie die Kleider wechseln, um das immer schon Fiktionale unserer Wahrnehmung von Wirklichkeit.

In der Geschichte „Whisky“ über ein Klassentreffen von Ehemaligen geht es unter anderem um die Illusion von Zeit und Erinnerungen.

In „Schulmusik“ erlebt der Leser das nur vermeintlich gescheiterte improvisierte Klaviervorspiel eines hochbegabten Schülers, der mit seinem Musiklehrer den Deal macht, dass dieser sich für seine Versetzung stark machen wird, wenn er eine erkrankte Mitschülerin bei diesem Konzert ersetzt, als Katharsis und punktuelle Überwindung einer großen Entfremdungserfahrung: „Ich spürte körperlich, wie hunderte von Augen tief in mich hinabschauten und erkannten, dass da nichts war, keine Persönlichkeit, keine Wahrheit, keine Ewigkeit. Nur eine eruptive Verzweiflung, eine wie ein verrücktes Tier herumspringende Einsamkeit, eine tönende Sprachlosigkeit angesichts der Fragen einer Welt...“ (S. 87)

„Du bist gescheitert, ohne zu versagen. Das ist das Wesen der Kunst. Wir scheitern alle, wir sind sterblich. Aber die Kunst allein verwandelt das Scheitern in einen Triumph.“ (S.102) Schöner lässt sich nicht erzählen vom Absurden und der Chance, die bodenlose Entfremdung durch Schönheit zu ertragen, vielleicht sogar zu überwinden.

Es folgen zwei weitere Geschichten und zwei szenische Dialoge, in denen es jeweils in der einen oder anderen Weise um „die Suche nach der verlorenen Zeit“ geht. Um die Gefangenschaften in immer gleichen Wiederholungen und die Befreiung aus den dazu führenden Vorurteilen anderer („Zeitpfeil“), um die Relativität von Zeit (und Raum), wie sie auch die neuere Physik beschreibt („Lenas Rückkehr“), um das Bedürfnis, in die Vergangenheit zurückzukehren, um ein lange quälendes Trauma zu überwinden bzw. zunächst einmal aufzudecken und erzählbar bzw. erlebbar zu machen („Sitzen zwei im Gefrierschrank“) und schließlich um verschüttete Erinnerungen an Bestätigung und Anerkennung, an mütterliche Zuneigung, an erfahrene und an fehlende, die vielleicht einen Ausweg aus Geld- und Machtgier ermöglichen könnten („Das andere M-Wort“).

Der Autor ist Kinder- und Jugendpsychiater und Philosoph. Er arbeitet als Oberarzt in einer Kinderklinik in Hannover. Außer Sachbüchern in psychiatrischer Medizin und Philosophie hat er ein Selbsthilfebuch für abhängig gewordene Jugendliche veröffentlicht. Und immer wieder auch Lyrik und Prosa, zuletzt „Wir Schlafenden“ und „Was bei uns aushält“. Dies ist sein erster Band mit gesammelten Short Stories, von denen einige bereits in Literaturzeitschriften erschienen sind.

Gabriela Heins über ihr Buch „Patient Pflege“

Erscheint zur Frankfurter Buchmesse



Je mehr ich mich mit dem Thema Pflegenotstand und wie es dazu kommen konnte, beschäftige, umso mehr wird ein grundsätzliches gesellschaftliches Problem sichtbar, welches nicht nur die Pflege und das Gesundheitssystem betrifft.

Betroffen sind die Bereiche Bildung und Erziehung gleichermaßen. Kindergärten und Schulen stehen vor kaum lösbaren Problemen. Flächendeckend fehlen Fachkräfte und das nötige Geld zur Finanzierung von Gesundheit, Bildung, Erziehung, Kunst und Kultur. Sollten diese Bereiche unter marktwirtschaftlichen Bedingungen weiterhin so abgehandelt werden, ändert sich nichts. Die Lage wird sich in Zukunft eher verschlimmern.

Firmen und Konzerne wollen Geld verdienen, effektiv arbeiten, mit wenig Personal und maximal gewinnorientiert. Die Ergebnisse werden nach einigen Jahren deutlich sichtbar: Abgewirtschaftete und sanierungsbedürftige Altenheime und Krankenhäuser sind zurzeit reihenweise von Schließungen betroffen. Verzweifelte Angestellte, Patient:innen, Bewohner:innen und deren Angehörige bleiben ungehört zurück.

Demonstrationen und Kundgebungen in den betreffenden Städten sorgen für kurzzeitige Aufmerksamkeit. Manchmal wird ein Aufschub gewährt, aber meist verhallen die verzweifelten Proteste ungehört. Unerhört.

Während des Schreibens erfasst mich oft ein Gefühl der Resignation. Wird dieses Buch überhaupt jemand lesen? In Anbetracht dieser für uns alle schwerer werdenden Zeiten möchte sich niemand in seiner verdienten freien Zeit mit solchen Problemen befassen, die wir nicht ändern können.

Nein, ich werde nicht schweigen, wenn dem Kapitalismus die Menschlichkeit weichen muss, die Digitalisierung ein Großteil unseres Lebens einnimmt, Künstliche Intelligenz das eigenständige Denken ablöst, dann kann und werde ich keine Ruhe geben.

Das Gesundheitswesen hat den Zweck, Menschen bei der Heilung zu unterstützen, aus den Augen verloren. Verwaltung von Krankheit steht im Vordergrund. Heilung ist nicht vorgesehen: denn mit gesunden Menschen lässt sich kein Geld verdienen. Meiner Meinung nach hat das Gesundheitswesen die Aufgabe, präventiv zu arbeiten und zwar mehr, als bisher angeboten. Die Menschen müssen wieder zur Eigenverantwortung in Sachen Gesundheit sensibilisiert werden. Anreize müssen geschaffen werden, sodass es sich lohnt, ein gesundes und glückliches Leben zu führen. Wer möchte nicht gesund und glücklich sein? Auf der anderen Seite haben wir signifikant ansteigende Krankenstände beim Pflegepersonal durch Dauerbelastung. Ausgelöst durch permanente Erreichbarkeit für ausgefallene Kolleg:innen einzuspringen und extra Schichten übernehmen zu müssen. Fallen Mitarbeiter:innen aus, werden sie oftmals von den eigenen Kolleg:innen beschuldigt, „krank zu machen.“ Dann heißt es: „Ja, die Marianne macht ständig krank. Sie hat doch einfach keine Lust am Wochenende zu arbeiten. Jetzt muss ich einspringen ...“ Eine Endlosschleife baut sich auf. Dementsprechend ist die Stimmung unter den Kolleg:innen oftmals von Missgunst geprägt.

Mobbing ist ein großes Thema in den Pflegeberufen. Wir hören viel über Solidarität und Miteinander, so zum Beispiel in den Interviews von Erika Roth und Michael Quetting, die sich seit vielen Jahrzehnten in der Gewerkschaft und im Betriebsrat für ihre Kolleg:innen engagieren. Leider sieht die Praxis oft anders aus. Besonders in den privaten Pflegediensten und Pflegeeinrichtungen habe ich Gespräche mit Mitarbeiter:innen geführt, die von unglaublichen Erlebnissen zu berichten haben. Einige Situationen habe ich in meiner langjährigen Berufstätigkeit als Krankenschwester selbst erlebt.

Zu Wort kommt ebenfalls die Hebamme Ingrid Franz, die uns tiefe Einblicke in die Situation ihres Berufsstandes gibt.

Die Situation von Angehörigen und Patient:innen wird anhand von mir geführten Gesprächen veranschaulicht.

Mir war wichtig, den Originalton der Gesprächspartner:innen, authentisch zu belassen.

Dieses Buch hat nicht den Anspruch, wissenschaftlich fundiert zu sein. Vielmehr werden Innenansichten gezeigt, die das tagtägliche Erleben von Krankenschwestern, Pfleger:innen, Altenpfleger:innen, Hebammen, Angehörigen und Patient:innen sichtbar machen.

Gabriela Heins: Patient Pflege

edition maya 2026

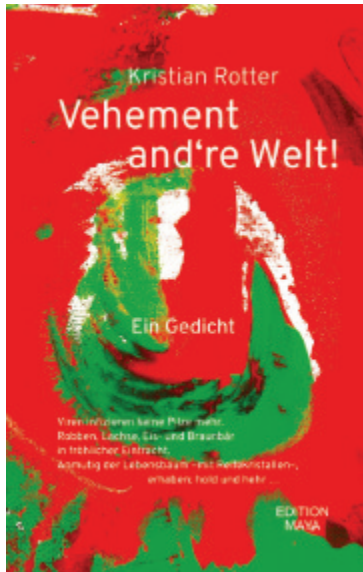
200 Seiten, 20 €

ISBN 978-3-911868-04-4

Abil Hasanov

Im Inneren einer grenzenlosen Welt

Über Kristian Rotters „Vehement and're Welt!“



Wenn man dieses Buch aufschlägt, erwartet man etwas: eine Geschichte, eine Figur, eine logische Entwicklung. Rotter verspricht nichts davon.

Er öffnet lediglich eine Tür.

Was sich dahinter befindet, weiß der Leser im Voraus nicht.

Ein vertrauter Anfang

Auf den ersten Seiten steht ein gewöhnlicher Mensch. Er denkt nach. Er sucht. Er sehnt sich nach Gesellschaft. Es ist der Mensch, den wir aus der Literatur gut kennen.

Doch diese Vertrautheit endet schnell.

Die Grenzen beginnen sich aufzulösen.

Ein Tier tritt auf.

Eine Pflanze tritt auf.

Wer eigentlich spricht — bleibt unklar.

Rotter kündigt diesen Wandel gleichsam in einem Satz an: „Sie, die Welt, geht nun anders weiter...“ — die Welt endet nicht, sie geht nur anders weiter.

Alles auf einem Tisch

Rotter trennt Wissenschaft nicht von Poesie. Er trennt Musik nicht von Biologie. Er trennt Religion nicht von der Bühne.

Puccini sitzt neben der Alge.

Mozart wird zum Nachbarn der Tomate.

Das ist kein bloßes Spiel. Es ist eine Behauptung: Die Regale, die der Mensch errichtet hat, sind künstliche Grenzen.

Die Natur kennt sie nicht.

Der Mensch verliert die Mitte

An einer Stelle sagt Rotter es unverblümt: „Das Du ist –hier– anders: / Nicht der Mensch; vielmehr Tiere & Pflanzen...“ — das „Du“ ist nicht mehr der Mensch, sondern vor allem Tiere und Pflanzen. Diese kurze Passage legt die Weltsicht des gesamten Werks offen.

Später identifiziert sich das lyrische Ich mit einer riesigen Pflanze — *Rafflesia arnoldii*.

Das mag komisch wirken.

Doch die Frage dahinter ist ernst: Warum sollte das Menschsein als die höchste Form gelten?

Rotter scheut diese Frage nicht. Auch das lyrische Ich scheut nicht davor zurück, diese Grenze zu überschreiten. Es zieht das Pflanzsein dem Menschsein vor.

Das ist eine stille, aber tiefgreifende Auflehnung.

Kein Versprechen auf Bequemlichkeit

Dieser Text schont den Leser nicht.

Er ermüdet.

Er verwirrt.

Kaum hat man die Spur eines Bildes verloren, drängt sich schon das nächste auf.

Wissenschaftliche Begriffe, Namen von Lebewesen, Farben — wie ein dichter Wald.

Dieses Durcheinander allein als Schwäche zu werten, fällt schwer. Denn auch das Leben selbst ist nicht ordentlich. Rotter versucht nicht, es zu ordnen, sondern lässt sein Durcheinander in den Text einfließen.

Der Kreis schließt sich

Am Ende kehrt das lyrische Ich zu etwas sehr Einfachem zurück: „... das Schicksal lehrte mich, ich selbst zu sein.“

Ich selbst zu sein.

Doch um dorthin zu gelangen, musste es zuvor aus sich selbst heraustreten. Tier werden, Pflanze werden, Klang werden, Farbe werden.

Das „Selbst“, das am Ende gefunden wird, ist nicht mehr das frühere Selbst.

Denn der Mensch, der innerhalb seiner Grenzen verharnt, und der Mensch, der diese Grenzen überschritten hat und zurückkehrt, können nicht dieselben sein.

Gegen Ende setzt Rotter zwei Worte mit besonderem Nachdruck: „Das Eigene!!“ — das Eigene.

Nach all diesen seltsamen Verwandlungen kehrt der Mensch zu sich selbst zurück — doch verändert.

Fazit

„Vehement and're Welt!“ verspricht uns keinen anderen Planeten. Auch keine Zuflucht.

Es sagt nur: Die andere Welt ist hier. Neben uns. Wir können sie nur nicht sehen, weil wir uns selbst in die Mitte gestellt haben.

Wenn man das Buch schließt, bleibt eine Frage im Raum:

Liegt der Unterschied vielleicht nur im Blick?

Kristian Rotter: Vehement and're Welt

edition maya 2026

75Seiten, 20 €

ISBN 978-3-911868-05-1

Grenzbereiche der modernen Literatur

Ein Seminar mit Mario Andreotti im Kloster Irsee

30. Oktober bis 01. November 2026

Die künstlerische Avantgarde des 20. und 21. Jahrhunderts Dada, Surrealismus, Wiener Gruppe, konkrete Poesie, Pop, Slam Poetry, Handy-Roman: Unser Seminar bietet die Möglichkeit, diese vom offiziellen Kulturbetrieb und von der Schule bis heute vernachlässigte Literatur besser kennen zu lernen, und zeigt Wege auf, wie avantgardistische Texte für Autorinnen und Autoren, die nach neuen Formen des Schreibens suchen, fruchtbar werden können. Nach einem historischen Abriss, der vom Dadaismus über die verschiedensten Formen der Avantgarde bis hin zu dem bei uns noch wenig bekannten Genre des Handy-Romans und der Handy-Lyrik führt, gehen wir anhand konkreter Texte auf die einzelnen Stilrichtungen und Bewegungen und auf ihre wechselseitigen Beziehungen ein. Den Abschluss bilden Proben aus der oralen, vorwiegend für den Live-Auftritt bestimmten Literatur: aus der Spoken Word Poetry.

Preis inkl. 2 x Vollpension EZ 379 € / DZ 320 € ohne Zimmer 241 €

Kontakt: Schwabenakademie Irsee, Klosterring 4, 87660 Irsee

Telefon: 08341 906-661 und -662

E-Mail: buero@schwabenakademie.de

Web: www.schwabenakademie.de



Literaturhinweis für jene, die sich gerne auf das Seminar vorbereiten möchten:

Mario Andreotti – Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens. Mit einem Glossar zu literarischen, linguistischen und philosophischen Grundbegriffen. UTB Band 1127, 6., stark erweiterte und aktualisierte Auflage. Bern 2022 (Haupt); v. a. Kapitel 11 „Experimentelle Literatur und konkrete Poesie

Short Story: Die Kunst der Kurzgeschichte

Ein Schreibseminar mit Rüdiger Heins

vom 6. bis 8. November in der Villa Confeld
in Niederheimbach am Rhein

Mit einem freien Thema, das jeder Seminarteilnehmer selbst wählt, erarbeiten die Seminarteilnehmer:innen einen literarischen Text, der sich im Laufe des Seminars zu einer perfekten „Short Story“ (Kurzgeschichte) entwickelt.

Auf den Grundlagen des Creative Writing (Kreatives Schreiben) und des literarischen Schreibens werden die Seminarteilnehmer:innen in die Textkulisse einer eigenen Short Story eingeführt. Dabei beschäftigen sich die einzelnen Übungen besonders mit den Figuren (Protagonisten), dem Handlungsort (Setting) und den Erzählperspektiven, die eine gute Idee zur Kurzgeschichte werden lassen.

Die Themen für eine Short Story verbergen sich in unserem eigenen Erinnerungsfundus: Kindheitserinnerungen, Paarbeziehungen, familiäre Situation, Verlust eines geliebten Menschen, Liebesgeschichten, schicksalhafte Ereignisse, Glücksmomente und Alltagsgeschichten.

Wie ist es möglich, aus einem interessanten Thema eine spannende Kurzgeschichte zu schreiben? Wie entwickelt sich der dramaturgische Spannungsbogen? Wo beginnt die Kurzgeschichte, wo hört sie auf?

Fragen, die im Seminar beantwortet werden.

Den Seminarteilnehmern soll der individuelle Umgang mit Sprache und Stil nahegebracht werden. Dazu ist die Short Story ein geeignetes Forschungsfeld, um sich in überschaubaren Textkulissen schreibend zu bewegen.

Seminargebühr: 150 Euro

Anmeldung: info@inkas-institut.de oder Telefon 06743 – 909 1148

Impressum

eXperimenta

Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft
www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben
im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Herausgeber:

Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Chefredaktion:

Gabriela Heins

Redaktion:

Michaela Borgmann (*Korrektur und Prosa*)
Claudia Eugster (*Rezension und Autoren-Scout*)
Ulrike Göking (*Kreative Radiomacherin*)
Rüdiger Heins (*Die Revolution der Liebe*)
Abil Hasanov (*Lyrik, Prosa und Verlagswesen*)
Prof. Dr. Dr. Dr. Klaus Kayser (*Prosa und Lyrik*)
Katja Richter (*Gegen das Vergessen, Illustration, Lyrik und Prosa*)
Marianne Schaufler (*Social Media, Lyrik & Prosa, Kunst, Deutsche Nationalbibliothek*)
Barbara Wollstein (*Alles Kino*)

Korrespondenten:

Prof. Mario Andreotti, St. Gallen, CH
Helmut Blepp, Lampertheim
Michael Landgraf, Neustadt an der Weinstraße
Manolo Link, Dublin
Dr. Annette Rümmele, Hasbergen und Würzburg
Julia Sohn, Berlin
Christian Sünderwald, Chemnitz
Thomas Weiß, Baden-Baden
Xu Pei, Köln

Layout + Satz, Website:

Christoph Spanier

Druck: bookpress EU

Redaktionsanschrift:

eXperimenta
Villa Confeld Heimbachtal 51
55413 Niederheimbach

redaktion@experimenta.de

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autoren und Autorinnen. Alle sonstigen Rechte beim INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber und Urheberinnen selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

Bilder: Privatbilder wurden von den Autoren und Autorinnen selbst zur Verfügung gestellt.

Coverfoto, Foto Seite 3: Günter Zint

© edition maya Verlag
im ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.



„Wo Schreiben Spaß macht!“



INKAS

Institut für Kreatives Schreiben

In der Niedermühle zu Odernheim

www.inkas-institut.de
